

Titel der Originalausgabe:

»S.C.U.M. Manifesto, Society for Cutting up Men«
Aus dem Amerikanischen von Nils Lindquist

Die deutsche Ausgabe des »S.C.U.M. Manifest« erschien erstmals 1969 im März Verlag. Die vorliegende Ausgabe wurde um Andy Warhols »Nachdem sie mich niedergeschossen hatte, drehte sich Valerie Solanas um und schoß auf Mario Amaya«, aus dem Amerikanischen von Jörg Schröder, und einen Brief von Valerie Solanas an den Verleger Jörg Schröder erweitert. Beide Beiträge erschienen 1984 erstmals in »Mammut. März Texte 1 & 2. 1969–1984«, herausgegeben von Jörg Schröder.

© 1968 Valerie Solanas und Olympia Press, New York
Für die deutsche Ausgabe: © 1969 März Verlag KG Darmstadt,
1975 März Verlag GmbH, Jossa, 1982 März Verlag GmbH, Berlin und
Schlechtenwegen, 1996 März Verlag von Barbara Kalender, Augsburg,
2010 März Verlag von Barbara Kalender, Berlin

Für diese Lizenzausgabe: © 2010 Philo Fine Arts GmbH, Hamburg

Umschlaggestaltung: claire Lenkova, Hamburg
Gesamtherstellung: MaroDruck, Augsburg

Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 978-3-86572-666-7

Informationen zu unserem Verlagsprogramm finden Sie im Internet
unter www.philo-fine-arts.de

Paul Krassner
Waisen-Weib trifft Super-Neutrum

Etwa vor einem Jahr kam Valerie Solanas in Andy Warhols Büro. Es war ihre erste persönliche Auseinandersetzung. Sie wollte ihn veranlassen, ein Stück zu verfilmen, das sie geschrieben hatte.

Andy beschuldigte sie, sie sei eine Polizei-Agentin. Der Gipfel der Pop-Paranoia. Würde das Polizeipräsidium ein ganzes Theaterstück schreiben lassen, nur um ihn reinzulegen?

»Klar bin ich ein Bulle«, antwortete Valerie und riß ihren Reißverschluß auf, um die Vulva vorzuzeigen. »Das ist meine Kripomärke.«

Zuvor hatte sie ihn angerufen; er hatte sie eingeladen, weil er den Titel so wunderbar fand. Tatsächlich hatte das Stück vier verschiedene Titel: *Aus dem Schleim*; oder *Hoch das Loch*; oder *Das große Lutschen*; oder *Von der Wiege zum Boot* (From the Cradle to the Boat*).

* Unübersetzbares Wortspiel: the man in the boat = Klitoris.

Der letztere war nur für den Fall vorgesehen, daß das Stück einmal ein zündender Broadway-Hit würde; so hätte man wenigstens etwas Anständiges für die Theaterklame. Und doch habe ich gehört, daß tatsächlich sogar *dieser* Titel eine subtile lesbische Anspielung auf die Klitoris ist. Allerdings bin ich nicht sicher, ob die Wiege oder das Boot der springende Punkt ist. Probiert lieber selbst aus, am nächsten hübschen Damm.

Das Stück selbst ist, nach den lüsternen Maßstäben des Obersten Gerichtshofs, nicht eigentlich obszön, aber sicher hat sogar eine Wolke solide pornographische Umriss. Das Manuskript war schon Ralph Ginzburg zugesandt worden, aber zwischen dem *Eros* des Postamts* und der politischen *Tatsache* Barry Goldwater hin- und hergerissen, fand sich Ginzburg bei der *Avantgarde* der Vorsichtigen wieder. Er teilte Valerie mit, sie sollte – wenn sie das Manuskript wiederhaben wollte – kommen und es selbst abholen. Denn er wollte nicht das Risiko eingehen, es mit der amerikanischen Post zu schicken.

Ursprünglich hatte sie es beim *Realist* eingesandt, aber in meiner Eigenschaft als Herausgeber & Rädelsführer wies ich es zurück mit der Begründung, daß ich kein überwältigendes Bedürfnis hätte, Valeries misanthropisches Evangelium mit meinen Freunden zu teilen. Trotzdem war ich neugierig auf sie. Wir trafen uns im Chelsea-Hotel, aßen im Automatenrestaurant und schlossen intime Bekanntschaft.

* Spielt an auf die amerikanische Zensur = Post Office Ban.

Sie war eine Mischung zwischen einem frühen Rosalind-Russel-Film und dem *Ancient Mariner**, nur hatte man das Gefühl, daß sie – statt nur fremde Hochzeitsgäste auf der Straße am Ärmel aufzuhalten – eher die ganze Hochzeitsnacht verhindert hätte, indem sie irgendwie ins Hochzeitsbett gelangt wäre, um die Braut mit ihrem Albatros zu verdrängen.

Valerie haßt die Männer, glaube ich.

Sie gründete eine Society for Cutting Up Men (Gesellschaft zur Vernichtung der Männer) – Scum – und war, soviel ich weiß, das einzige Mitglied; und sie schrieb das Scum-Manifest, ein hektographiertes Dokument von pathologischer Überzeugungswut mit gelegentlichen Obertönen von unfreiwilliger Satire.

Einmal war sie Gast in einem der Kurse, die ich an der Free University hielt. Sie sprach über ihre Wahnidee, und viele Studenten hielten das Ganze für eine Komödie. Einer fragte sie: »Miß Solanas, wie lange sind Sie schon in diese Scum-Chose verwickelt?«

Die NEW YORK POST und die VILLAGE VOICE behaupteten, sie sei nicht lesbisch. Sie ist es doch. Dem CAVALIER, der ihren autobiographischen Artikel über das Schnorren veröffentlicht hatte, bot sie eine Kolumne unter dem Titel »Alles über Lesbierinnen« an.

* The Ancient Mariner, episches Gedicht von Coleridge. Ein alter Matrose hält einen Hochzeitsgast auf, um ihm seine Geschichte zu erzählen. In der Geschichte kommt ein Albatros vor, den der alte Matrose geschossen hat und der viel Unglück verursacht.

Ihre Einnahmen pro »Kessen Vater« lagen normalerweise zwischen 25 Cents für eine U-Bahnfahrt bis zu 25 Dollar für eine ihrer Vorstellungen mit Gwen oder Mary Lou oder wem auch immer.

Einige Szenen waren einfach umwerfend. So etwa ihre Beschreibung, wie sie einmal ein älterer Mann ansprach:

»Entschuldigen Sie, junge Dame, normalerweise spreche ich keine Mädchen auf der Straße an. Aber ich bin überrascht, wie sympathisch Sie sind. Sagen Sie doch, was tun Sie, wenn Sie eine Wanze sehen?«

»Drauftreten.«

»Mögen Sie es, wenn Sie auf eine Wanze treten?«

»Macht mich jedesmal ganz geil.« (Das war ihre Art zu sprechen. Der ältere Mann war nun gespannt.)

»Wirklich? Hören Sie gerne das Knacken?«

»Jaaaaa.«

»Wenn ich eine Wanze wäre, würden Sie dann drauftreten?«

»Jaaaaa.«

(Sie sagt, an diesem Punkt hätte er sich kaum noch beherrschen können.)

»Sie gefallen mir. Ja, ich mag Sie *sehr*. Tragen Sie immer Tennis-Schuhe?«

»Im Bett nicht.«

»Tragen Sie manchmal Sporen? Oder Cowboy-Stiefel? Oder vielleicht (*zu schön, um wahr zu sein*, dachte sie) Golf-Schuhe?«

»Nur im Bett.«

»Wissen Sie, Sie sind kolossal lebendig. Ooooo, ich *mag* Sie. Möchten Sie meine Brust sehen?«

»Ich hoffte, sie würden es mir anbieten.«

»Glänzend. Hier, bitte.« *Er entblößt vor meinen müden Augen seine schwächliche, gründige Brust.*

»Golf-Schuhe, was?«

»Nur an dieser Stelle.« *Er deutet auf Narben.* »Die anderen stammen von Sporenabsätzen.«

»Ein fabelhaftes Mosaik.«

»Passen Sie auf, können wir irgendwann zusammenkommen? Es soll sich für Sie lohnen. Aber nicht heute. Sie sind nicht richtig angezogen. Ich muß die richtigen Schuhe kaufen. Wir machen es in einem Vestibül.«

»Was machen?«

»Zum Teufel, wofür glauben Sie, sind die Schuhe?«

(Valerie macht mit ihrer Vorstellung weiter: »Er schnippte mir ein loses Schorfstückchen zu. Ich entschuldigte mich für meine Begriffsstutzigkeit, gab ihm meine Telefonnummer, und wir vereinbarten ein Vestibül für unser Rendezvous. Er bestand auf einem, wo wir nicht gesehen werden konnten; obwohl ich meinte, das würde nichts ausmachen, wir konnten doch immer so tun, als wären wir fest befreundet.«)

Offensichtlich war ihr Humor hier eher beabsichtigt als in ihrer Abhandlung. Glaubensfanatiker sind sehr ernsthafte Menschen.

»Ein paar Tage Ferien«, endete sie, »dann zurück an die Arbeit. Ich schnorre herum, frage mich, wie ich am besten

den Krieg, das Geld und Mädchen, die Flugschriften nur an Männer verteilen, aus der Welt schaffen könnte...«

Ihre weibliche Überlegenheit beruht also auf einem gewissen Idealismus. Aber die von ihr gewählte Methode, zu überleben und ihren Fanatismus auszuleben, roch nach Ironie. Einmal bot sie sich einem Mann für 50 Dollar die Woche als totale Sex-Sklavin an, um für das Schreiben frei zu sein.

Ach, dieser Todeskampf des Künstlers in Amerika, die Qual des Pamphletisten.

Am Freitag, dem 31. Mai 1968, borgte ich Valerie 50 Dollar. Sie schien weniger jungenhaft als sonst. Ihre Bob-Dylan-Mütze fehlte, ihr Haar war geschnitten und fraulich frisiert, aber immer noch hatte sie sich die überflüssigen Haare zwischen den Augenbrauen nicht entfernt.

Am Montag, dem 3. Juni, holte ich meine 4jährige Tochter Holly im Apartment meiner Ex-Frau ab. Wir wollten zum Essen ausgehen. Zuerst hielten wir bei Woolworth's auf der 14th Street. Holly hatte in der Sendung ›ROMPER ROOM‹ ein Propellermützchen gesehen, und ich hatte versprochen, ihr eines zu kaufen. In der Spielwarenabteilung gab es eine ganze ROMPER-ROOM-Abteilung. Sie hatten nur noch ein Mützchen, aber einer der beiden Propeller war zerbrochen. Ich erklärte Holly, sie müßte entweder warten, um das nächste Mal ein heiles Mützchen zu bekommen, oder jetzt ein kaputtes nehmen.

»Macht mir etwas aus«, sagte sie. Und das sollte heißen: es machte ihr *nichts* aus.

Wir brachen nach Osten auf – sie trug ihr neues kaputtes Mützchen und hielt den anderen Propeller in der Hand –, bogen links zum Union Square West ein und trafen an der 16th Street auf Valerie Solanas, nur einen Block von Andy Warhols Wohnung entfernt.

Wir sprachen ein wenig über nichts Besonderes. Sie schien ruhig, freundlich und guter Laune zu sein. Wir verabschiedeten uns, und ich nahm Holly zu BROWNIE mit, eine Milchbar. Valerie ging in westlicher Richtung davon.

Fünf Minuten später, als ich mich mit Holly gesetzt hatte, kam Valerie herein.

»Macht es euch etwas aus, wenn ich mich dazusetze?«

»Ja, es macht mir was aus, und zwar weil ich selten Gelegenheit habe, meine Tochter zu sehen.«

»Okay«, sagte sie und ging.

Holly war verwirrt über den Gebrauch des Wortes *etwas ausmachen*.

»Die Dame wollte sich zu uns setzen«, bemerkte sie.

»Ich weiß, aber ich will mit dir allein sein.«

Holly lächelte. »Ich will mit *dir* allein sein.«

Es war 11.30 Uhr morgens. Drei Stunden später ging Valerie Andy Warhol suchen, aber er war nicht zu Hause. Zwei Stunden später traf sie ihn an und schoß auf ihn. Soviel ich weiß, hatte sie den Revolver von dem Geld gekauft, das ich ihr geliehen hatte.

Rückblende:

Da fällt mir eine Szene aus ›Schießen Sie auf den Pianisten‹ ein. Charles Aznavours Frau ist unglücklich, sie bittet

ihn zu bleiben, er geht hinaus und sie springt aus dem Fenster.

Hätte ich davon gewußt, ich hätte Valerie die Tat ausreden können. Hatte sie mich um Hilfe bitten wollen? Oder hätte sie einfach Gesellschaft gesucht? Es war unwahrscheinlich. Normalerweise berechnete sie einsamen Männern auf der Straße 6 Dollar pro Stunde Unterhaltung.

Andererseits hätte sie auch auf *mich* schießen können, mitten im Restaurant. »Was soll das heißen; ich kann mich nicht zum Essen zu euch setzen?«

Peng. So einfach. So absurd.

Oder vielleicht brachte meine Quasi-Zurückweisung den Krug zum Überlaufen. Vielleicht war Andy Warhol nur das Opfer einer fehlgeleiteten Feindseligkeit. Dennoch, er *war* die Ursache – oder *eine* Ursache – ihrer Verfolgungsphantasien. Sie bildete sich ein, daß er für ihre literarischen Schwierigkeiten verantwortlich war.

Es war ein poetisches Unrecht, daß Warhol das erste praktische Exempel ihrer Philosophie sein sollte, denn er ist offensichtlich asexuell. Man hätte erwarten sollen, daß sie auf irgendeinen ausbeuterischen Kerl losgegangen wäre. Aber Valerie ist eine produktive Paranoikerin, und sie faßte ihre Frustration persönlich auf. Sie wollte nur bedeutend genug sein, damit andere den Wunsch haben sollten, sie zu manipulieren.

Andy Warhol ist gesund und wohlauf in Max's Kansas City, aber der Versuch, ihn zu töten, ist das Bindeglied zu einigen anderen, erfolgreichen Morden.

Wir leben im Zeitalter der Markenzeichen.

Warhol wäre nie berühmt geworden, wenn er eine große Konservenbüchse mit der Aufschrift »Suppe« gemalt hätte. Nein, es mußte *Campbell's* sein. Wir hätten vielleicht nie etwas von ihm gehört, wenn er eine große Schachtel mit der Aufschrift »Stahlwolle« gemalt hätte, nein, es mußte *Brillo* sein.

Andy Warhol selbst ist ein Markenzeichen.

Bobby Kennedy war ein Markenzeichen.

Wahlversprechen sind Reklameparolen.

Wähler sind Konsumenten.

Die Vereinigten Staaten haben eine Verpflichtung gegenüber Israel, und Ajax ist stärker als Schmutz.

Bobby Kennedy war der Weiße Riese.

Und irgend jemand draußen in Fernsehland mochte sein Waschmittel nicht. Und gab ihm Excedrin Kopfschmerzpillen.

Ein paar Tage später wollte ein junger Amerikaner 7100 Dollar ausgeben, um eine ganzseitige Anzeige in der NEW YORK TIMES unterzubringen. Statt dessen soll sie nun hier erscheinen:

»Im Andenken an den verstorbenen Senator Robert F. Kennedy haben alle abseitigen Gemeinheiten des »American Life« ihr irres Getriebe für einen Tag unterbrochen. Belmont Park schloß am Samstag. Die Metropolitan setzte ihr Stück ab. Genügt das, Ihr Werbeleute? Kündigt eure Jobs.

Ich habe meinen gekündigt. Bis heute morgen war ich Werbetexter. Dies ist die erste Anzeige, die ich gerne ge-

schrieben habe, und die letzte, die ich schreiben werde. Sie ist meine Kündigung. Nein, Madison Avenue hat Bobby Kennedy nicht getötet. Aber seine Ermordung war nur eine weitere Gemeinheit in einem zunehmend gemeinen amerikanischen Klima. Wir haben dieses Klima geschaffen.

Und dank unserer Bemühungen, Deodorant-Sprays, Seife, Bier und was auch immer zu verkaufen, ist es uns gelungen, die Gemeinheit Amerikas zu konditionieren. Zusammen mit Fernsehleuten haben wir ein Klima geschaffen, das Gewalt so alltäglich macht wie schlechten Mundgeruch.

Natürlich hat ein Mann mit einem Gewehr immer noch die Macht, ein Land zu schockieren. Aber wie tief? Wir haben den Tod vorher im Fernsehen gesehen. Tod, sandwichartig verpackt zwischen idiotischen 60-Sekunden-Spots, die milderen Rauchgenuss und sauberere Waschfreude versprechen.

Aber was geschieht, wenn wir wirkliches Blut statt Aerosol-Desodorant verspritzen?

Nicht viel, fürchte ich.

Wer glaubt wirklich, daß Bobby Kennedy tot ist?

Nicht viele, glaube ich.

Weil wir dazu beigetragen haben, Amerikas Nerven abzustumpfen.

Theoretisch werden wir bezahlt, um mit dem amerikanischen Publikum zu kommunizieren. In Wirklichkeit bauen wir eine unsichtbare Mauer zwischen Humanität und Wirklichkeit auf. Wer wird wirklich von Bobby Kennedys Tod betroffen sein? Wer wird sagen, jetzt reicht's? Nicht viele, fürchte ich.

Ich weiß noch nicht einmal, was ich morgen tun werde. Aber ich werde nicht zur Arbeit kommen. Denn es ist an der Zeit, ein Moratorium über die belanglosen Dinge zu schließen. Es ist an der Zeit, mit dem Verkaufen aufzuhören und mit dem Denken zu beginnen. Es ist an der Zeit, daß wir uns hinsetzen und über die Richtung nachdenken.

Ich habe keine. Sie wahrscheinlich auch nicht. Aber lassen Sie uns gemeinsam suchen.

Stecken Sie Ihren Job auf. Und rufen Sie mich an unter...«

Der junge Mann arbeitet immer noch als Werbetexter. Schlimm. Schlimm. So eine gewalttätige Industrie.

Bobby Kennedy trat in der Johnny Carson Show auf und sagte, daß mehr Menschen durch Zigaretten getötet würden als durch Marijuana. Bestenfalls die Zigarettenhersteller waren geteilter Meinung über seine Ermordung.

Wenn wir eine Menge Tabak aus Jordanien importieren würden, dann käme eine wirklich saftige Konspirationstheorie in Umlauf. Adolf Eichmann geistert immer noch umher und mordet.

Die Januar-68-Ausgabe von TRUE brachte einen Artikel (»Rauchen oder nicht rauchen – das ist immer noch die Frage«), der eine Menge Trugschlüsse, Unterstellungen, falsche Aussagen und pseudowissenschaftliche Fakten enthielt. Das Tabakinstitut versandte Kopien des Artikels an Professoren, Lehrer, Anwälte und andere Akademiker in einer Form, die vortäuschte, die Herausgeber von TRUE wären der Absender.

Fünf einzelne Zigarettenhersteller versandten ebenfalls Kopien. Eine Serie von Zeitungsannoncen – wiederum ohne

Hinweis auf die Verbindung zur Zigaretten-Industrie –, die auf den Artikel hinwies, wurden von den Mitgliedern des Instituts durch die Tiderock Corporation, eine Werbeagentur, plaziert.

Im März erschien ein Artikel »Verbindung Zigarette – Krebs ist Humbug« im NATIONAL ENQUIRER, gezeichnet von einem Charles Golden, tatsächlich aber geschrieben von Stanley Frank, dem Autor des TRUE-Artikels und von einem Angestellten von »Hill and Knowlton«, einer für das Tabak-Institut arbeitenden Werbeagentur.

CONSUMER REPORTS fragt: Wie viele Menschen, die Stanley Franks journalistisches Kunststück lasen, waren Kettenraucher, die sich bemühten, aufzuhören? Wie viele beschlossen nach der Lektüre, weiterzurauchen? Wenn man die Sterbestatistik des letzten Surgeon General's Report zugrunde legt, so starben – angenommen nur 8000 solcher Raucher unter den Millionen Lesern seien durch den Artikel zum Weiterräumen verführt worden – 10 Menschen als direkte Folge dieser Verführung am Lungenkrebs. Das ist Gewalt, Junge.

Eure Opfer bleiben angenehm abstrakt.

Jean Genet schlug einmal vor, wir sollten alle unseren Namen ablegen. Das war natürlich kein anonymes Statement. Aber das einzig Gemeinsame zwischen Bobby Kennedy und Andy Warhol war die Berühmtheit. Und Ermordetwerden ist das Risiko der Macht. Je bekannter du bist, desto größer das Risiko.

Vor kurzem ereignete sich ein seltener Ausnahmefall.

Sie haben bestimmt nie den Namen Peter Migliorini gehört. Er war der 58 Jahre alte Besitzer der Peter' Grocery auf der Lower East Side. Er stand sechs Tage in der Woche von 7 Uhr morgens bis 11 Uhr abends im Lebensmittelladen. Eines Nachmittags kam Louis Hopkins, ein Möbelpacker von der Bronx, herein und fragte nach einer bestimmten Biersorte. Sie war nicht vorrätig. Hopkins ging.

Zwanzig Minuten später kam er zurück ins Geschäft und fragte nach der gleichen Biersorte. Sie war immer noch nicht vorrätig. Er ging wieder. Er kam ein drittes Mal herein. Die gleiche Frage. Die gleiche Antwort. Daraufhin erstach Hopkins Peter Migliorini. Er hatte das Fernseh-Commercial bis zur letzten Konsequenz befolgt.

Der Mann, der lieber kämpft, als auf Tareyton zu verzichten, kommt mit einem blauen Auge davon – aber den Verlierer sehen wir nie.

Ich würde für eine Camel eine Meile laufen, aber für eine Kent würde ich morden.

In einem der Commercials legt ein Karate-Meister tatsächlich jemanden um, der ihm seine True-Zigarette wegnimmt.

Der Mann, der den Lebensmittelhändler umbrachte, sagte: »Sie wollen nur nichts an mich verkaufen, weil ich ein Farbiger bin.« Paranoia entsteht nicht aus einem Vakuum.

Der Mord an Martin Luther King war die logische Konsequenz aus dem Verhalten eines anderen Lebensmittelhändlers, der sich tatsächlich wegen der Hautfarbe weigern würde, einem Mann eine Flasche Bier zu verkaufen – aber für

einen paranoiden Neger sehen alle weißen Lebensmittelhändler gleich aus.

Die heutige Mordwelle ist ein Mikrokosmos dessen, was die Schwarzen immer schon gekannt haben, von den Tagen der Sklaverei bis zu den drei Jugendlichen, die beim Versuch, auf einer weißen Kegelbahn zu kegeln, getötet wurden.

Das Titelblatt der SUNDAY TIMES brachte vor kurzem auf dem Titel die Reproduktion der Bleistiftzeichnung eines kleinen Mädchens, das es für völlig normal hielt, wenn ein Polizist – zudem ein schwarzer Polizist – auf Plünderer schießt, die mit Waren aus brennenden Gebäuden rennen.

Chet Huntley weinte, als er über den Tod von Martin Luther King berichtete. Ich habe ihn nie weinen sehen, als er Woche für Woche den letzten ›Gefallenen-Bericht‹ aus Vietnam verlas, als handele es sich um die Lebensmittelpreise.

Robert McNamara weinte über Bobby Kennedy. Aber ich kann das Bild eines Verteidigungsministers nicht loswerden, der vor der Tafel steht und mit dem Stock auf die vom Computer berechneten Todeszahlen zeigt.

Verdienen denn nur Berühmtheiten Tränen?

Wieviele Rose Kennedys gibt es in Vietnam? Wird Präsident Johnsons ›Untersuchungskommission zu Gewaltfragen‹ die notwendige Fortsetzung des Warren-Reports herausbringen, in der die Sünden amerikanischer Polizisten hier und in Übersee verzeichnet sind?

Wenn man beim Fahneneid schwört, daß man nicht den Sturz der Regierung durch Macht oder Gewalt plant, wo liegt da die Alternative?

Wenn die Studenten auf dem Campus der Columbia-Universität ein Gebäude besetzen, so ist das Macht. Wenn die Polente ihnen mit dem Gummiknüppel auf die Schädel einschlägt, so ist das Gewalt.

Zwischen der Tätigkeit des Instituts für Verteidigungsanalysen, gegen dessen Verbindung mit der Universität die Studenten protestierten, und der Brutalität, mit der die Polizei auf die breite Solidarisierung der Streikenden antwortete, gab es nur Unterschiede hinsichtlich des Grades fühlbarer Gewalt. Die Kitty-Genovese-Schau über Telstar hatte nur ein begrenztes Publikum.

Vielleicht ist die Unterscheidung zwischen Macht und Gewalt eine semantische Spielerei. Nun, Eric Savareid mag schreiben, so viel er will, daß es neben der Gewalt noch einen anderen Weg geben muß. Aber diesen Ausweg gab es einmal. Als wir sagten ›Make love, not war‹ meinten wir es *buchstäblich*. Auf der ganzen Welt sind die unbefriedigten Bullen sauer auf die Tatsache, daß so viele junge Leute besseres Sexualleben haben als sie selbst.

Wir wollten uns nur gegenseitig mit Lachen oder Drogen oder mit beidem antönen, aber die anderen in Ruhe lassen. Aber sie lassen es nicht zu. Die ständige Verfolgung der Hippies hat eine neue Gemeinschaft freiwilliger Nigger geschaffen.

Mit ihrem Mangel an Verständnis haben die Herrschenden der Flower-Power-Bewegung Dornen wachsen lassen. Unsere Revolution geht aber darauf aus, zwischen Eigentum und Fleisch zu unterscheiden.

Drei Stunden, nachdem Valerie Solanas auf Andy Warhol geschossen hatte – wobei sie auch den Londoner Kunsthändler Mario Amaya verwundete, der gesagt hat, ihr Revolver hätte – wie passend – »ausgesehen wie eine dieser Kanonen aus der Dick-Tracy-Show« –, lieferte sie sich auf dem Times Square einem jungen Verkehrspolizisten aus und gestand: »Ich werde von der Polizei gesucht. Ich bin ein ›Flower-Child‹. Er hatte zuviel Kontrolle über mein Leben.« Die Berufung auf ›Flower-Child‹ war eigenartig widersprüchlich. Valerie behauptet, sie sei falsch zitiert worden, sie habe sich nie als ›Flower-Child‹ ausgegeben. Das halte ich für wahrscheinlich, denn es wäre schwer vorstellbar, ihre Tat mit der gewaltlosen Ethik der Blumenkinder zu vereinbaren – und auch mit dem Sarkasmus, mit dem sie die Hippie-Subkultur in ihrem Manifest bedenkt. Es sieht so aus, als hätte ein über-eifriger Reporter die Gelegenheit benutzt, einige persönliche Ressentiments gegen die Hippies zu befriedigen und die Öffentlichkeit davon zu überzeugen, daß sie in Wirklichkeit Kriminelle seien, die hinter ihren Blumen geladene Revolver trügen.

Jedermann interpretiert die Ereignisse durch seine eigene, subjektiv gefärbte Brille, und eine revolutionäre Gruppe, die sich ›Up Against the Wall, Motherfuckers‹ nennt, begrüßte den Anschlag auf Warhols Leben als ein kulturelles Äquivalent zum politischen Mord. Hier ihr Flugblatt:

»VALERIE LEBT!

Andy Warhol von Valerie Solanas erschossen. Plastikmann gegen Süße Mörderin. – Faschistisches Plastikgesicht zu Brei geschlagen – der Terrorist weiß, wohin er schlagen muß – ins Herz – rotes Plastik mußte explodieren – Unmann von der Realität seiner Träume erschossen, als der Kultur-mörder kam – ein hartes Mädchen mit Bop-Mütze und einem 38er Colt – die wahre Rache von Dada – hartes kleines Mädchen – Männerhaß und Menschenliebe – mit dem Gewehr des Chirurgen – *Jetzt* – an die Wand, Untergang den Plastiks – epochaler Alptraum mit totem Super-Star. – Freiheitsstatue von einem Mädchen mit harter Ladung vergewaltigt – Sklave erschlägt Sklavenaufseher – und Amerikas weiße Plastikkathedrale wird brennen. *Valerie ist unser, es lebe die Süße Mörderin.* – SCUM im Exil.«

Aber was, wenn die Konterrevolution kommt . . .

Ein rehabilitierter Viet Cong Veteran wird ein Fernseh-Commercial über die Vorteile von Saran Wrap* machen.

Hubert Humphrey wird unentgeltlich falsche Antibabypillen in »Einer wird gewinnen« verteilen.

Miriam Makeba Carmichael wird beten: »Wenn ich nur ein Leben zu leben habe, so laßt es mich als Claire Blonde von Polycholor leben.«

Die Demokratische Partei wird für weitere neunund-dreißig Wochen die Option für ›Kimbels Flucht‹ erwerben.

* Produkt der Chemiefirma des Napalmproduzenten Dow Chemical.

C

C

Marshall McLuhan wird einen Marsch der Mittelständler nach Washington D. C. anführen.

Die Mod Squad wird mit gepanschem Acapulco Gold bezahlt.

Und Teddy Kennedy wird drohen: Hast du kein »Schlitz«, dann hast du kein Bier.

Während Valerie Solanas auf dem Polizeirevier verknackt wurde, fand eine kurze Pressekonferenz statt. Die Reporter fragten nach ihren Motiven.

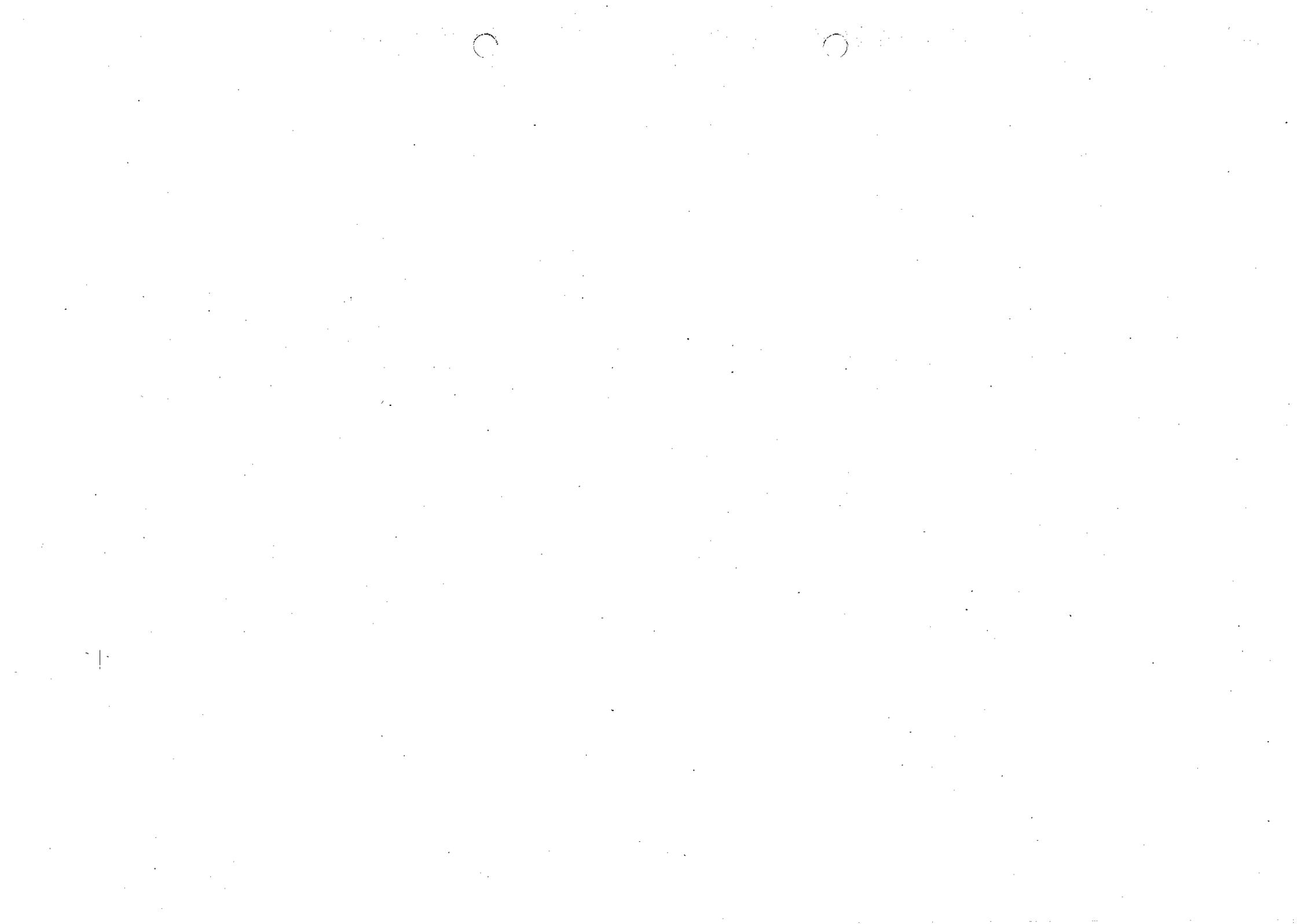
»Ich habe eine Menge schwerwiegender Gründe«, antwortete sie. »Lesen Sie mein Manifest, und Sie werden wissen, wer ich bin.« Aber erst mußte jemand auf Andy Warhol schießen, bis Maurice Girodias das SCUM-Manifest herausbrachte, bis ich es kommentierte und Sie es lasen.

Versäumen Sie nicht die Filmversion mit Christine Jorgensen und Mr. Clean in den Hauptrollen.

Valerie Solanas

**Manifest
der Gesellschaft
zur Vernichtung der Männer**

**S.C.U.M.
Society for Cutting Up Men**



Das Leben in dieser Gesellschaft ist ein einziger Stumpfsinn, kein Aspekt der Gesellschaft vermag die Frau zu interessieren, daher bleibt den aufgeklärten, verantwortungsbewußten und sensationsgierigen Frauen nichts anderes übrig, als die Regierung zu stürzen, das Geldsystem abzuschaffen, die umfassende Automation einzuführen und das männliche Geschlecht zu vernichten.

Heute ist es technisch möglich, sich ohne Hilfe der Männer (oder, in diesem Fall: Frauen) zu reproduzieren und ausschließlich Frauen zu produzieren. Wir müssen sofort damit beginnen. Der Mann ist eine biologische Katastrophe: das (männliche) y-Gen ist ein unvollständiges (weibliches) x-Gen, d. h. es hat eine unvollständige Chromosomstruktur. Mit anderen Worten, der Mann ist eine unvollständige Frau, eine wandelnde Fehlgeburt, die schon im Genstadium verkümmert ist. Mann sein heißt, kaputt sein; Männlichkeit ist eine Mangelkrankheit, und Männer sind seelische Krüppel.

Der Mann ist völlig egozentrisch, in sich selbst eingekerkert und unfähig, sich in andere hineinzusetzen oder sich mit ihnen zu identifizieren, unfähig zu Liebe, Freundschaft, Zuneigung oder Zärtlichkeit. Er ist ein vollkommen isoliertes Einzelwesen, unfähig zu irgendwelchen Beziehungen mit anderen. Seine Reaktionen kommen aus den Eingeweiden,

sucht, einen Irrtum zu beweisen, muß er diesen Beweis immer und immer wieder antreten. Das Vögeln ist für ihn ein zwanghafter Versuch zu beweisen, daß er nicht passiv, daß er keine Frau ist. Aber er *ist* passiv, und er *will* eine Frau sein.

Da er eine unvollständige Frau ist, versucht der Mann sein Leben lang sich zu vervollständigen, eine Frau zu werden. Dies versucht er, indem er dauernd hinter den Frauen her ist und mit ihnen fraternisiert, indem er durch sie zu leben und sich mit ihnen zu vermischen trachtet, und indem er alle weiblichen Charakteristika für sich selbst in Anspruch nimmt – Gefühlsstärke und Unabhängigkeit, Energie, Dynamik, Entscheidungskraft, Coolness*, Objektivität, anspruchsvolle Haltung, Mut, Integrität, Vitalität, Intensität, Charakter, Up-to-date-sein usw.; und indem er auf die Frau alle männlichen Züge projiziert – Eitelkeit, Frivolität, Trivialität, Schwäche usw. Zugegeben, auf einem Gebiet ist der Mann der Frau haushoch überlegen: auf dem Gebiet der Public Relations. (Als er Millionen Frauen davon überzeug-

* *Cool*: in den 50ern von Jazzmusikern und -Fans kreiert. Die Erfinder des *cool jazz* waren in der Hauptsache weiße Musiker mit Universitätsausbildung und einer sehr sophistizierten Kenntnis musikalischer Techniken, im Jazz wie in der klassischen Musik. Daher wurde die *cool*-Richtung als intellektuelle Haltung gegenüber der Musik und dem Leben im allgemeinen gekennzeichnet.

cool bedeutet also: die eigenen Gefühle völlig unter Kontrolle haben, *hip* mit ruhiger, objektiver, distanzierter Attitüde, gleichgültig gegen Dinge, die für das eigene Leben und die eigenen Interessen unwichtig sind.

(Nach Wentworth/Flexner: The Pocket Dictionary of American Slang)

te, daß Männer Frauen seien, hat er ganze Arbeit geleistet.) Die männliche Behauptung, die Frau finde in Sexualität und Mutterschaft ihre Erfüllung, reflektiert nur das, was die Männer für ›Erfüllung‹ halten würden, wenn sie Frauen wären.

Mit anderen Worten: Frauen haben keinen Penisneid, Männer haben einen Vagina-Neid. Wenn der Mann seine Passivität akzeptiert, sich selbst als Frau betrachtet (Männer wie Frauen glauben, die Männer seien Frauen und die Frauen Männer), wenn er als Transvestit geht, dann hat er keine Lust mehr zum Vögeln (oder was auch immer in diesem Fall; er fühlt sich glücklich als verkleideter Homo), dann läßt er sich den Schwanz abhacken. Wenn er glaubt, er sei eine Frau, dann lebt er in einer permanenten, diffusen sexuellen Hochstimmung. Vögeln ist für den Mann ein Akt der Verdrängung gegen den Wunsch, eine Frau zu sein. Aber Sexualität ist selbst Sublimation.

Der Mann muß dauernd zwanghaft kompensieren, daß er keine Frau ist. Dadurch, und durch seine Unfähigkeit zu menschlichem Kontakt und zum Mitleid hat das männliche Geschlecht die ganze Welt in einen Scheißhaufen verwandelt. Es ist verantwortlich für:

Den Krieg

Die normale Methode der Männer, die Tatsache, daß sie keine Frau sind, zu kompensieren – besonders das Abschießen der »großen Kanone« – ist sehr unzulänglich, denn sie kommen ja recht selten zum Schuß; also versuchen sie es in ganz

großem Stil und beweisen der ganzen Welt, daß sie »Männer« sind. Da der Mann kein Mitleid, kein Gefühl für den anderen und keine Solidarität verspürt, ist ihm der Beweis seiner Männlichkeit zahllose Menschenleben wert, einschließlich seines eigenen. Da sein Leben keinen Wert hat, möchte er sich lieber mit einem Glorienschein davonmachen als weitere fünfzig Jahre dumpf dahintrotten.

Anstand, Höflichkeit und »Würde«

Tief in seinem Innern weiß jeder Mann, daß er ein wertloser Misthaufen ist. Er ist geil wie ein Vieh und schämt sich deswegen zutiefst. Er will sich nicht offenbaren, sondern seine totale Körperlichkeit, seine totale Egozentrik, seinen Haß und seine Verachtung für die anderen Männer verbergen und sich selbst über den Haß und die Verachtung belügen, die andere Männer – wie er argwöhnt – ihm entgegenbringen; sein grobgestricktes Nervensystem gerät beim geringsten Anflug von Gefühl oder Empfindung durcheinander; darum will der Mann einen sozialen Verhaltenskodex durchsetzen, der ihm den perfekten Seelenfrieden sichert und ihn vor der leisesten Anwendung von Gefühl oder unbequemen Gedanken bewahrt. Er gebraucht gestelzte Ausdrücke wie »kopulieren«, »Geschlechtsverkehr«, »ein Verhältnis haben« (der Ausdruck »sexuelles Verhältnis« wäre in den Augen des Mannes eine Verdoppelung); all dies wirkt wie der Frack des Affen.

Geld, Ehe und Prostitution, Arbeit und Verhinderung einer automatisierten Gesellschaft

Es gibt keinen humanen Grund für die Existenz des Geldes oder für die Tatsache, daß irgendwer arbeiten muß. Alle nichtkreativen Jobs (praktisch alle heutigen Jobs) könnten schon lange automatisiert sein, und in einer Gesellschaft ohne Geld könnte jede Frau von allem, was sie will, das beste und in jeder Menge haben. Aber dem stehen inhumane, männliche Gründe zur Aufrechterhaltung des Geldsystems entgegen.

1. Votze. Da der Mann seine höchst unzulängliche eigene Person verachtet; da er, leer und mit sich allein, von abgrundtiefer Angst und Einsamkeit beherrscht wird – obwohl er, in der trüben Hoffnung, sich zu vervollständigen, im mystischen Glauben, er könne durch das Berühren von Gold selbst zu Gold werden, mit irgendeiner Frau zusammensein möchte –, sucht er ständig die Begleitung von Frauen. Noch mit der armseligsten Frau ist er lieber zusammen als mit sich selbst oder mit anderen Männern, die ihn nur daran erinnern, wie widerlich er ist. Aber Frauen, wenn sie nicht gar zu jung oder krank sind, müssen dazu gezwungen oder verführt werden, dem Mann Gesellschaft zu leisten.

2. Setz' dem kontaktschwachen Mann die fixe Idee in den Kopf, er sei zu etwas nütze, und er wird seine Existenz noch damit rechtfertigen, daß er Löcher gräbt und sie wieder zuschaufelt. Muße würde diese komische Figur, den Mann, der

nichts zu tun hat, außer sich mit sich selbst zu beschäftigen, in Panik versetzen. Unfähig zum Kontakt mit Menschen oder zur Liebe, ist der Mann zur Arbeit verurteilt. Frauen haben das Bedürfnis nach ausfüllenden, emotional befriedigenden und sinnvollen Tätigkeiten; da aber hierzu alle Voraussetzungen fehlen, tun sie lieber nichts oder verträdeln ihre Zeit auf selbst gewählte Art – mit Schlafen, Einkaufen, Kegeln, Pool spielen, Karten- und anderen Spielen, Kinderkriegen, Lesen, Spaziergehen, Tagträumen, Essen, Mit-sich-selbst-Spielen, Pillenschlucken, Kinogehen, eine Analyse machen, Reisen, Hunde und Katzen halten, am Strand liegen, Schwimmen, Fernsehen, Musikhören, das Heim verschönern, Gärtnern, Nähen, in Nachtlokale gehen, Tanzen, Besuche machen, sich »Weiterbilden« (Kurse besuchen) und mit »kulturellen Interessen« (Besuch von Vorlesungen, Theater, Konzert und künstlerischen Filmen). Daher wäre es vielen Frauen lieber – sogar wenn es völlige ökonomische Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern gäbe –, mit Männern zu leben oder ihren Arsch auf der Straße zu verhökern und dadurch den größten Teil des Tages für sich zu haben, als viele Stunden langweiliger, verdummender, un kreativer Arbeit für jemand anderen abzubrummen und dabei – schlimmer als das Vieh – wie Maschinen zu funktionieren; oder bestenfalls, wenn sie einen »guten« Job ergattern könnten, den ganzen Scheißdreck mit-zumanagen. Also kann nur die totale Abschaffung des Geldsystems, nicht das Streben nach ökonomischer Gleichberechtigung mit den Männern innerhalb des Systems die Frauen von der Vorherrschaft der Männer befreien.

3. Macht und Herrschaft. Da er in seinen persönlichen Beziehungen zu Frauen unterlegen ist, strebt der Mann durch die Manipulation von Geld und von allem und jedem, das vom Geld abhängt, generelle Überlegenheit an; mit anderen Worten, durch die Manipulation von allem und jedem.

4. Liebesersatz. Da er weder zu Liebe noch zu Emotionen fähig ist, gibt der Mann Geld. Dadurch kommt er sich mütterlich vor. Die Mutter gibt Milch; er gibt Brot. Er ist der Brotverdiener.

5. Erst das Geldsystem gibt dem Mann ein Ziel. Unfähig, den Augenblick zu genießen, braucht der Mann etwas, worauf er sich freuen kann; und das Geld gibt ihm ein ewiges, nie erreichbares Ziel: Stell dir vor, was du mit 80 Billionen Dollars anfangen könntest – investiere das Geld! Und nach drei Jahren hättest du 300 Billionen Dollars !!!

6. Erst das Geldsystem fundiert die bessere Chance des Mannes, die Vaterschaft zu kontrollieren und zu manipulieren.

Vaterschaft und psychische Krankheit (Angst, Feigheit, Schüchternheit, Demut, Unsicherheit, Passivität)

Die Mutter will das beste für ihre Kinder. Daddy will das beste für Daddy. Und das ist Ruhe und Ordnung, Aufrechterhaltung seiner Wahnvorstellung von Würde (»Respekt«), ein günstiges Bild seiner eigenen Person (»Status«) und die Möglichkeit zur Kontrolle und Manipulation oder – wenn er ein

›aufgeklärter‹ Vater ist – zur ›Führung‹. Außerdem begehrt er seine Tochter sexuell – er gibt ihre Hand zur Ehe; der andere Partner ist nur für ihn da. Anders als die Mutter kann Daddy den Kinder gegenüber nie nachgeben, denn er muß um jeden Preis auf seiner eingebildeten Entscheidungskraft, Stärke, Rechthaberei und Kraft insistieren. Wenn aber der Mensch nie Recht bekommt, so verursacht dies eine Schädigung des Selbstvertrauens und der Fähigkeit, mit dem Leben fertig zu werden, sowie ein passives Akzeptieren des Status quo. Die Mutter liebt ihre Kinder, auch wenn sie sich manchmal ärgert; aber der Ärger verfliegt schnell, und solange er andauert, schließt er für die Kinder Liebe und fundamentale Anerkennung nicht aus. Der psychisch kranke Daddy liebt seine Kinder nicht; er spendet ihnen Beifall – wenn sie ›wohlgeraten‹ sind, d. h. wenn sie niedlich, respektvoll, gehorsam, seinem Willen untertan, ruhig und frei von ungebührlichen Launen sind, die die schlimmste Gefahr für Daddys leicht irritierbares männliches Nervensystem wären; mit anderen Worten, wenn sie wie passive Pflanzen sind. Wenn sie nicht wohlgeraten sind, dann zeigt er keinen Ärger – jedenfalls nicht, wenn er ein moderner, ›zivilisierter‹ Vater ist (demgegenüber war der alte, tobende und lärmende Wüstling noch vorzuziehen, denn er war so lächerlich, daß es leicht fiel, ihn zu verachten). Statt dessen zeigt Daddy seine Mißbilligung, und dies ist ein Zustand, der im Gegensatz zum Ärger von Dauer ist und fundamentale Anerkennung für die Kinder ausschließt, in ihnen Minderwertigkeitsgefühle und eine lebenslange Sucht nach Bestätigung hinterläßt. Das Ergebnis

ist die Angst vor unabhängigem Denken, und dies wiederum führt zu unhaltbaren Ansichten und Lebensgewohnheiten.

Wenn das Kind Daddys Billigung erlangen will, muß es ihn respektieren. Aber als Scheißkerl, der er ist, kann Daddy den Respekt des Kindes nur dadurch sichern, daß er auf Abstand geht, daß er Distanz hält, daß er nach der Regel ›Vertraulichkeit führt zur Verachtung‹ handelt – was natürlich richtig ist, wenn jemand verachtenswert ist. In seiner Distanz und Reserve kann Daddy unerkannt und mysteriös bleiben und dadurch Furcht (Respekt) einflößen.

Wem es verwehrt ist, sich emotional auszuleben, bei dem führt dies zur Angst vor starken Emotionen, zur Verdrängung der eigenen Wut- und Haßgefühle und zur Angst vor der Realität – denn die Konfrontation mit der Realität löst in erster Linie Wut und Haß aus. Kommt zur Verdrängung von Wut und Haß auch noch ein Mangel an Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, mit der Welt fertig zu werden und sie zu verändern oder wenigstens in bescheidenem Rahmen das eigene Schicksal zu beeinflussen, hinzu, so führt dies zum bewußtlosen Glauben, die Welt und die meisten Menschen seien nett und freundlich und die banalsten und trivialsten Vergnügungen seien ›great fun‹ und ein Riesenspaß. Die Vaterschaft hat auf Angehörige des männlichen Geschlechts den spezifischen Effekt, sie zu ›Männern‹ zu machen, d. h. sie mit scharfen Defensivreaktionen auszustatten gegen alle passiven und solidarischen Impulse und gegen den Wunsch, selbst eine Frau zu sein. Jeder Junge möchte seine Mutter imitieren, sie selbst sein, sich mit ihr vereinigen, aber Daddy

verbietet das. *Er* ist die Mutter, *er* darf sich mit ihr vereinigen. So befiehlt er dem Jungen, manchmal direkt und manchmal indirekt, kein Mädchen zu sein, sich »wie ein Mann« zu benehmen. Der Junge, der von seinem Vater eingeschüchtert ist und ihn »respektiert«, gibt nach und wird genauso wie Daddy, dieses Muster der »Männlichkeit«, dieses allamerikanische Idealbild – dieser wohlherzogene heterosexuelle Trottel.

Auf Frauen hat die Vaterschaft den Effekt, sie zu Männern zu machen – sie werden zu abhängigen, passiven, domestizierten, animalischen, niedlichen, unsicheren, Anerkennung und Sicherheit suchenden, feigen, bescheidenen, Männern und Autoritäten gegenüber respektvollen, in sich gekehrten, nicht ansprechbaren, halbtoten, trivialen, dummen, konventionellen, unterdrückten und durch und durch verachtenswerten Geschöpfen. Daddys Tochter ist immer angespannt, ängstlich, steif, sie kann weder analytisch noch objektiv denken; sie sieht Daddy – und nach ihm andere Männer – aus dem Blickwinkel ihrer Angst (Respekt) und ist nicht nur unfähig, das leere Gehäuse hinter der distanzierten Fassade zu erkennen, sondern akzeptiert auch die Eigendefinition des Mannes als eines überlegenen, weiblichen Wesens und ihrer selbst als eines unterlegenen, männlichen Wesens – was sie, dank Daddy, auch wirklich ist.

Das Anwachsen der Vaterschaft, erklärlich aus dem steigenden, breiter gestreuten Wohlstand, den die Vaterschaft zu ihrem Gedeihen braucht, hat zu einer allgemeinen Zunahme der Geistlosigkeit und zum Niedergang der Frauen in den

USA seit den zwanziger Jahren geführt. Die enge Verbindung von Wohlstand und Vaterschaft kommt weitgehend nur den falschen Mädchen zugute, vor allem den »privilegierten« middle-class-Töchtern, die eine »Erziehung« mitbekommen.

Im Grunde genommen haben die Väter nichts anderes erreicht, als die Welt durch ihre Männlichkeit in Fäulnis aufzulösen. Auf dem Mann liegt ein umgekehrter Midas-Fluch – alles, was er berührt, wird zu Scheißdreck.

Unterdrückung der Individualität, Animalität (Domestikation und Mutterschaft) und Funktionalismus

Der Mann ist nur ein Bündel konditionierter Reflexe, ohne die Fähigkeit zu freien geistigen Reaktionen; er ist auf seine früh erfolgte Konditionierung festgelegt und durch seine bisherigen Erfahrungen völlig determiniert. Seine frühesten Erfahrungen sind die mit seiner Mutter, und er ist sein Leben lang an sie gefesselt. Dem Mann wird niemals klar, daß er nicht ein Teil seiner Mutter ist, daß er eine eigene Person, und sie eine andere ist. Der Mann hat das größte Bedürfnis, von seiner Mama geführt, behütet, beschützt und bewundert zu werden (die Männer erwarten, daß die Frauen gerade das bewundern, wovor sie selbst mit Grausen zurückschrecken: nämlich sie selbst). Und da er völlig physisch determiniert ist, hat er nur den Wunsch, seine Zeit (nicht die Zeit, die er »draußen im feindlichen Leben« damit zubringt, wütend seine Passivität zu verdrängen) damit zu verbringen, daß er sich

in primären animalischen Tätigkeiten suhlt: Essen, Schlafen, Scheißen, Erholung und Tröstung bei Mami suchen. Daddys passive, hohlköpfige Tochter, die dauernd nach Anerkennung lechzt, nach einem Klaps auf ihr Hohlköpfchen, nach »Respekt« vor jedem hergelaufenen Dreckstück, kann leicht zur Mama reduziert werden, zu einem bewußtlosen Verwalter physischer Bedürfnisse, zum Seelentröster eines Affen, zur Stütze für ein kümmerliches Ich, zum Bewunderer des Verächtlichen – zu einer Wärmflasche mit Titten. Die Reduktion der Frauen zu Tieren im rückständigsten Sektor der Gesellschaft – der »privilegierten«, »gebildeten« Mittelklasse, dieser Hinterprovinz der Humanität, wo Daddy unangefochten regiert – ist so gründlich, daß die Frauen sich nach der Tretmühle der Arbeit drängen und heute, in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, im fortgeschrittensten Land der Erde, mit am Busen fettwerdenden Babies herumlungern. Aber trotzdem geschieht es nicht zum Wohl der Kinder, wie »Experten« den Frauen weismachen wollen, wenn Mama zu Hause bleiben und im Bereich des Animalischen herumkriechen muß, sondern es ist Daddys Vorteil. Ihr Busen gehört ihm, damit er sich festhalten kann; die häusliche Tretmühle ist für ihn, damit er sich »groovy«* fühlen kann.

(Halbtot wie er ist, braucht er enorm starke *Stimuli*, um überhaupt reagieren zu können.) Die Reduktion der Frau zu einem Tier, einer Mami, einem männlichen Geschöpf, ist aus

* *groovy*: von »in the groove« – in Hochform sein; perfekt, glänzend laufen; »swingen«; bei Musikern und Fans ähnlicher Gebrauch wie *cool*, aber verstärkt. (Vgl. a. a. O.)

psychologischen wie praktischen Gründen notwendig: Der Mann ist nur Teil einer Spezies und austauschbar gegen jeden anderen Mann. Er besitzt nichts von jener ursprünglichen Individualität, die sich aus den Dingen aufbaut, die einen beschäftigen, die einen über das Eigeninteresse hinaus beanspruchen, zu denen man eine Beziehung hat. Die Männer, völlig selbstbefangen und nur mit ihrem eigenen Körper und ihren physischen Sensationen verbunden, unterscheiden sich voneinander nur in dem Maß und in der Art, wie sie ihre Passivität und ihren Wunsch, eine Frau zu sein, verdrängen.

Die Individualität der Frau, die ihm dauernd vor Augen steht, die er aber nicht begreift und zu der er weder eine Beziehung noch emotionalen Kontakt herstellen kann, jagt ihm Angst und Schrecken ein und läßt ihn vor Neid platzen. So verleugnet er die Individualität der Frau und fährt fort, jedermann nach seiner Funktion und Nützlichkeit zu bewerten, wobei er sich selbst natürlich die wichtigsten Funktionen zuschreibt: Professor, Präsident, Wissenschaftler; damit zimmert er sich eine Identität – wenn schon keine Individualität – zurecht und versucht sich selbst und die Frauen davon zu überzeugen (dabei hat er den größten Erfolg), daß die Funktion der Frau darin bestehe, Kinder zu gebären und aufzuziehen und es dem Mann bequem zu machen, ihm Erholung und Unterstützung zu gewähren, und daß diese ihre Funktion sie austauschbar gegen jede andere Frau mache. Tatsächlich jedoch besteht die Funktion der Frau darin, mit der Umwelt Kontakt zu haben, sich zu amüsieren, zu lieben und sich selbst – unaustauschbar sich selbst – zu verwirk-

lichen; die Funktion des Mannes ist die Produktion von Sperma. Heute gibt es Spermabanken.

Unterdrückung der Intimität

Obwohl der Mann, aus Scham über sich selbst und über das, was er tut, in allen Lebensbereichen auf Geheimhaltung und Intimsphäre insistiert, hat er doch kein wirkliches Verständnis für Intimität. Leer wie er ist, ein unvollständiges, halbes Lebewesen, ohne ein führendes Ich und dauernd auf weibliche Gesellschaft angewiesen, hat der Mann keinerlei Bedenken, sich in die Gedanken einer Frau, auch einer völlig fremden, überall und zu jeder Zeit hineinzudrängen; vielmehr ist er, wenn er dabei abblitzt, empört und beleidigt, sogar verwirrt: denn er kann um den Tod nicht verstehen, warum jemand auch nur eine Minute lieber allein als in der Gesellschaft eines solchen Lurchs verbringen möchte. Da er eine Frau sein will, strebt er dauernd nach weiblicher Gesellschaft, denn damit kann er seinen Wunsch, selbst eine Frau zu sein, noch am ehesten befriedigen. So schafft er sich die ›Gesellschaft‹, deren Baustein die Familie sein soll – ein Paar aus Mann und Frau und ihren Kindern (sie sind die Ausrede für die Existenz der Familie), von denen praktisch jeder auf Kosten des anderen lebt, und die skrupellos die Gesundheit, die Rechte und die Intimsphäre der Frau verletzen.

Isolation, Vororte und Unterdrückung der Gemeinschaft

Unsere Gesellschaft ist keine Gemeinschaft, sondern ein bloßer Haufen isolierter Familieneinheiten. In seiner verzweifelten Unsicherheit, in seiner Angst, daß seine Frau ihn verläßt, sobald sie unter den Einfluß von anderen Männern oder von etwas, das entfernt nach Leben aussieht, gerät, versucht der Mann, sie von anderen Männern und von dem bestehenden bißchen Zivilisation zu isolieren und schleppt sie daher hinaus in die Vorstadt, in diese Ansammlung selbstvergessener Paare und ihrer Kinder. Die Isolierung ermöglicht es ihm, seinen Anspruch, ein Individuum zu sein, dadurch aufrechtzuerhalten, daß er ein Individualist, ein krasser Einzelgänger wird, der Kooperationsfeindschaft und Einsamkeit mit Individualität verwechselt.

Der Mann hat noch einen weiteren Grund, sich zu isolieren: Jeder Mann gleicht einer Insel. In sich selbst eingesperrt, emotional isoliert, unfähig, mit anderen zu kommunizieren, hat der Mann einen Horror vor der Zivilisation, vor Menschen, vor der Stadt, vor Situationen, die die Fähigkeit verlangen, Menschen zu verstehen und mit ihnen in Beziehung zu treten. Wie ein verängstigtes Häschen jagt er schnell davon und schleppt Daddys kleines Arschloch hinaus in die Wildnis, in die Vorstadt oder, falls er ein Hippie ist – Mann, sind die fortschrittlich! –, hinaus auf die Kuhweiden, wo er ungestört Ecken und Kinder ausbrüten und seine Flöten und Perlenkettenschweinereien abziehen kann.

Der Hippie, der weniger als der Durchschnittsmann zu krassem Individualismus neigt und den auch noch der Gedanke aufgeilt, daß ihm massenhaft Frauen zur Verfügung stehen, rebelliert gegen das harte Leben eines Brotverdieners und gegen die Eihenmonotonie. Im Namen von Gruppenleben und Kooperation bildet er die Kommune oder Horde, die trotz allem Kollektivgetue und vielleicht gerade deswegen (die Kommune als überdimensionierte Familie ist ein überdimensionaler Angriff auf die Rechte der Frau, auf ihre Intimität und Gesundheit) kaum mehr ist als die normale ›Gesellschaft‹.

Eine wirkliche Gemeinschaft besteht aus Individuen – nicht aus bloßen Gattungseinheiten, nicht aus Paaren – die einander in ihrer Individualität und Intimität achten, die als freie Menschen in freier Beziehung miteinander geistig und emotional interagieren und miteinander kooperieren, um gemeinsame Ziele zu erreichen. Die Traditionalisten sagen, die Primäreinheit der ›Gesellschaft‹ sei die Familie; die Hippies sagen, es sei die Horde; niemand spricht vom Individuum.

Der Hippie quatscht von Individualität, aber er hat kaum mehr Ahnung davon als jeder andere Mann. Er will zurück zur Natur, in die Wildnis, wo die wilden Tiere – wie seinesgleichen – hausen; er will weg von der Stadt, wo es wenigstens eine Spur, einen blassen Schimmer von Zivilisation gibt, er will auf dem Niveau der Spezies leben und seine Zeit mit simplen, ungeistigen Tätigkeiten verbringen, wie Ackerbau, Ficken und Perlenketten auffädeln. Die wichtigste Be-

schäftigung der Kommune ist das ›gangbanging‹* – sie beruht geradezu darauf. Was den Hippie für die Kommune begeistert, ist vor allem die Aussicht auf all die freiverfügbaren Votzen; sie sind die wichtigste Ware, auf die man ein Recht hat und die man auf bloße Anfrage umsonst bekommt. Aber blind vor Gier, denkt er nicht an all die anderen Männer, mit denen er die Beute teilen muß, und vergißt den Besitztrieb und die Eifersucht der Muschis selbst.

Männer können nicht für ein gemeinsames Ziel zusammenarbeiten, das Ziel jeden Mannes heißt: Alle Votzen für mich! Die Kommune ist daher zum Scheitern verurteilt; jeder Hippie wird sich in panischer Eile auf das erstbeste dumme Huhn stürzen und es in die Vorstadt verschleppen. Der Mann kennt keinen sozialen Fortschritt, er schwankt nur zwischen Isolation und ›gangbanging‹ hin und her.

Konformismus

Obwohl er ein Individuum sein möchte, verabscheut der Mann alles, was ihn von anderen Männern unterscheiden könnte. Dergleichen bringt ihn auf den Verdacht, er sei kein richtiger ›Mann‹, er könne passiv und völlig sex-abhängig sein – und das ist für ihn ein höchst ungemütlicher Verdacht. Wenn andere Männer ›erste Klasse‹ sind, und er ist's nicht, dann kann er kein Mann sein, dann muß er wohl ein

* *gangbanging*: nicht Gruppensex, sondern die Vergewaltigung einer Frau durch mehrere Männer.

Schlappschwanz sein. Darum versucht er seine ›Männlichkeit‹ damit zu beweisen, daß er so ist wie alle Männer. Abweichungen findet er bei anderen Männern genauso bedrohlich wie bei sich selbst. Dies würde ja bedeuten, daß die anderen Schlappschwänze sind, denen er um jeden Preis aus dem Weg gehen muß, und darum will er sicher gehen, daß alle anderen Männer ebenfalls konform sind. In dem Maß, wie der Mann seine Passivität, seinen Wunsch, eine Frau zu sein und seine Schlappschwanzigkeit akzeptiert, hat er auch den Mut zur Abweichung. Der fortschrittlichste Mann ist der schwule Transvestit, aber er – obwohl er sich von den meisten Männern unterscheidet – ist genau wie alle anderen Schwulen; als Funktionalist legt er Wert auf Identität – er ist Frau. Er versucht, all seine Schwierigkeiten hinwegzudefinieren, aber Individualität erreicht er damit nicht. Nicht wirklich überzeugt, eine Frau zu sein, und sehr besorgt, ob er auch genügend weiblich ist, paßt er sich krampfhaft an das von Männern festgelegte Weiblichkeitsstereotyp an, und dabei kommt nichts anderes heraus als ein Bündel verkrampfeter Manierismen.

Um sicher zu sein, daß er ein ›Mann‹ ist, muß der Mann darauf achten, daß die Frau eindeutig ›Frau‹ ist, nämlich das Gegenteil von einem ›Mann‹. Das heißt, die Frau soll sich verhalten wie ein Schwuler. Und Daddys Tochter, deren weibliche Instinkte schon zerstört wurden, als sie noch klein war, paßt sich mühelos und gehorsam ihrer Rolle an.

Autorität und Regierung

Ohne Unterscheidungsvermögen zwischen richtig und falsch, ohne Bewußtsein – es könnte sich nur aus der Fähigkeit zur Identifikation mit anderen entwickeln –, ohne Glauben an sein nicht existentes Selbst, notwendig kompetitiv veranlagt und von Natur unfähig zur Kooperation, hat der Mann das Bedürfnis nach Führung und Kontrolle von außen. Daher schafft er sich Autoritäten – Priester, Experten, Chefs, Führer usw. – und die Regierung. Da er von der Frau (Mama) geführt werden will, aber diese Tatsache nicht akzeptieren kann (vor allem ist er ein ›Mann‹), da er gerne Frau spielt, um ihre Führer- und Beschützerrolle zu usurpieren, achtet der Mann darauf, daß alle Autoritäten männlich sind.

Für eine Gesellschaft von vernunftbegabten Lebewesen, die die Fähigkeit haben, sich miteinander zu identifizieren, die psychisch intakt sind und im Wettbewerbsverhalten keinen Sinn sehen, gibt es keinen vernünftigen Grund, warum sie eine Regierung, Gesetze oder Führer haben sollte.

Philosophie, Religion und Moral auf der Grundlage der Sexualität

Die Unfähigkeit des Mannes, sich mit irgend jemand oder irgend etwas zu identifizieren, macht sein Leben sinn- und zweckleer. (Die größte Erkenntnis des Mannes ist die, daß das Leben absurd ist.) Darum erfand er Philosophie und Religion. Leer wie er ist, sucht er nicht nur nach Führung und

Kontrolle von außen, sondern auch nach Erlösung und nach dem Sinn des Lebens. Da Glück für ihn auf dieser Erde unmöglich ist, erfand er den Himmel.

»Schlecht« heißt für den Mann, dieses völlig sex-abhängige und identifikationsunfähige Geschöpf, die sexuelle Freizügigkeit und die Vorliebe für »abweichende« (unmännliche) Sexpraktiken, d. h. wenn er seine Passivität und totale Sex-Abhängigkeit nicht verdrängt, die – wenn geduldet – die »Zivilisation« zerstören würde; denn »Zivilisation« beruht ausschließlich auf dem Bedürfnis des Mannes, diese seine Charakterzüge zu verdrängen. Für die Frau (entsprechende wie beim Mann) heißt »schlecht« jedes Verhalten, das Männer zu sexueller Freizügigkeit verleiten könnte – d. h. wenn sie ihre Bedürfnisse nicht denen des Mannes unterordnet und sich nicht wie ein Schwuler aufführt.

Die Religion gibt dem Mann nicht nur ein Ziel (den Himmel) und hilft ihm, die Frauen an die Männer zu fesseln, sondern sie bietet ihm auch Rituale, um Schuld- und Schamgefühle zu kompensieren, die er empfindet, weil er seine sexuellen Impulse nicht bekämpft; im Grunde also fühlt er sich schuldig und schämt sich, weil er ein Mann ist. Feige wie sie sind, projizieren die meisten Männer ihre fundamentale Schwäche auf die Frauen, dichten ihnen weibliche Schwäche an und glauben, sie selbst würden über die Kraft der Frau verfügen. Die meisten Philosophen, nicht ganz so feige, erkennen die Tatsache, daß die männlichen Fehler im Mann angelegt sind, aber trotzdem erkennen sie nicht, daß diese Fehler *nur* im Mann existieren. So bezeichnen sie den Zu-

stand des Mannes als »condition humaine«, erklären dieses nichtige Problem, das ihnen Angst einjagt, zu einer philosophischen Aporie, verklären damit ihre Animalität, nennen ihre Nichtigkeit bombastisch »Identitätsproblem« und schwafeln weiterhin pompös über die »Krise des Individuums«, die »Essenz der Existenz«, den »Vorgang der Existenz vor der Essenz«, die »existentiellen Seinsmodi« usw. usw. Eine Frau hält nicht nur ihre Identität und Individualität für selbstverständlich, sondern sie weiß auch instinktiv, daß das einzige Übel darin besteht, anderen Schmerz zuzufügen, und daß der Sinn des Lebens die Liebe ist.

Vorurteil (rassisch, ethnisch, religiös usw.)

Der Mann braucht Sündenböcke, auf die er seine Fehler und Unzulänglichkeiten projiziert und an denen er seine Frustration darüber abreagiert, daß er keine Frau ist.

Wettbewerb, Prestige, Status, Allgemeinbildung, Dummheit, soziale und ökonomische Klassen

Vom Wunsch besessen, den Frauen zu gefallen, aber ohne eigenen inneren Wert, baut sich der Mann eine hochkomplizierte Gesellschaft auf) die ihm die Fiktion erlaubt, als erscheine der Wert eines Menschen in Gestalt von Geld, Prestige, hoher sozialer Schicht, akademischen Graden, beruflicher Stellung und Kenntnissen, als gelte es, möglichst viele

Menschen beruflich, sozial, wirtschaftlich und bildungsmäßig unter sich zu wissen.

Der Zweck der ›höheren‹ Ausbildung ist nicht die Ausbildung, sondern der Ausschluß möglichst vieler von einer Reihe von Berufen.

Der Mann ist zwar imstande, Gedanken und Ideen zu verstehen, aber er ist unfähig, sich mit ihnen zu identifizieren, sie emotional zu besetzen; er schätzt Gedanken und Ideen nicht um ihrer selbst willen (sie sind ihm nur Mittel zum Zweck), und folglich hat er kein Bedürfnis nach geistig Ebenbürtigen, kein Bedürfnis, anderen bei der Entwicklung ihrer intellektuellen Fähigkeiten zu helfen. Im Gegenteil, der Mann hat ein begründetes Interesse an der Dummheit; er weiß, daß eine aufgeklärte, bewußte weibliche Bevölkerung für ihn das Ende wäre. Die gesunde, von sich selbst überzeugte Frau liebt die Gesellschaft von Ebenbürtigen, die sie respektiert und ›groovy‹ findet. Der Mann sowie die kranke, unsichere, nicht selbstbewußte männliche Frau bevorzugen die Gesellschaft von Würmern.

Die Männer können keine grundlegende Revolution herbeiführen, denn der Mann an der Spitze will stets den Status quo, und die unten Sitzenden wollen nichts anderes als selber der Mann an der Spitze sein. Der männliche Rebell ist eine Farce, denn wir leben in der ›Gesellschaft‹ des Mannes, die er sich schuf, um *seine* Bedürfnisse zu befriedigen. Befriedigung findet er allerdings nie, denn für ihn gibt es keine Befriedigung. Letzten Endes rebelliert der männliche Rebell gegen nichts anderes als die Tatsache, daß er ein Mann ist. Nur

wenn die Technologie ihn dazu zwingt, ändert sich der Mann, wenn er keine andere Wahl hat, wenn die Gesellschaft einen Zustand erreicht, bei dem er sich entweder ändern oder sterben muß. Heute sind wir in diesem Stadium. Wenn die Frauen ihren Arsch nicht sehr schnell in Trab setzen, dann ist's gut möglich, daß wir alle draufgehen.

Unterdrückung des Gesprächs

Da er völlig selbstbezogen und unfähig ist, sich mit irgend etwas außerhalb seiner selbst zu identifizieren, ist die Unterhaltung des Mannes, soweit sie sich nicht um ihn selber dreht, ein unpersönliches Geleier, weit davon entfernt, menschlich interessante Themen zu berühren. Männliche (›intellektuelle‹) Konversation ist ein angestrebter, zwanghafter Versuch, der Frau zu imponieren. Daddys Tochter, passiv, anpassungswillig, voll Respekt und Ehrfurcht vor dem Mann, erlaubt ihm, sein abstoßend dummes Geschwätz auf sie loszulassen. Dies fällt ihr nicht allzu schwer, denn Verklemmung und Angst, Mangel an Gelassenheit und Zweifel an ihren psychischen und physischen Sensationen – wie Daddy ihr dies eingeimpft hat – machen ihren Verstand oberflächlich und hindern sie, das Geschwätz des Mannes als Geschwätz zu erkennen. Wie der Ästhet, der einen Krampf wie die ›große Kunst‹ verehrt, so glaubt sie, sie müsse das ›groovy‹ finden, was sie in Wirklichkeit zum Kotzen langweilt. Sie läßt es nicht nur zu, daß das Geschwätz des Mannes dominiert, sondern sie paßt auch ihre eigne ›Konversation‹ entsprechend an.

Seit frühester Kindheit darauf trainiert, nett, höflich, ›würdevoll‹ und dem Bedürfnis des Mannes nach Tarnung seiner Animalität schönzutun, reduziert sie folgsam ihre ›Konversation‹ zum ›small talk‹, zur freundlich-langweiligen Vermeidung all dessen, was über das Trivialste hinausreicht. Oder, falls sie ›gebildet‹ ist, beschränkt sie ihr Interesse auf ›intellektuelle‹ Diskussion, d. h. auf unverbindliches Geseire über abstrakte Themen: über das Brutto-Sozialprodukt, den gemeinsamen Markt oder den Einfluß von Rimbaud auf die symbolistische Malerei. Diese Schöntuerei ist ihr so zur Gewohnheit, zur zweiten Natur geworden, daß sie den Männern sogar dann in die Hände spielt, wenn sie nur mit anderen Frauen zusammen ist.

Nicht nur durch solches Schöntun ist ihre ›Konversation‹ beschränkt; auch durch ihre Scheu, abweichende Standpunkte zu vertreten, und durch ihre Selbstbezogenheit, die den Charme ihrer Konversation vernichtet. Nettigkeit, Höflichkeit, ›Würde‹, Unsicherheit und Selbstbezogenheit begünstigen kaum eine prägnante und witzige Ausdrucksweise, wie sie ein Gespräch kennzeichnen muß, das diesen Namen verdient. Diese Art Gespräch ist selten, denn nur völlig selbstsichere, arrogante, bewegliche, stolze, hartgesottene Frauen sind in der Lage, eine prägnante, freche und witzige Unterhaltung zu führen.

Unterdrückung von Freundschaft und Liebe

Die Männer verachten sich selbst, alle anderen Männer und alle Frauen, die vor ihnen Respekt haben und ihnen schöntun. Die unsicheren, Anerkennung suchenden, schöntuerischen, maskulinen Frauen verachten sich selbst und alle ihnen ähnlichen Frauen; die selbstbewußte, ›swingende‹, sensationshungrige, feminine Frau verachtet die Männer und die Frauen, die ihnen schöntun. Mit einem Wort, Verachtung ist die Devise des Tages. Liebe dagegen ist nicht Abhängigkeit oder Sex, sondern Freundschaft. Und deshalb kann es keine Liebe geben zwischen zwei Männern, zwischen einem Mann und einer Frau oder zwischen zwei Frauen, von denen eine oder beide gedankenlose, unsichere, den Männern schöntuende, maskuline Geschöpfe sind. Wie beim Gespräch, kann es Liebe nur zwischen selbstsicheren, frei beweglichen, unabhängigen, ›groovy‹, femininen Frauen geben, da Freundschaft auf Achtung, nicht auf Verachtung beruht. Sogar unter den ›groovy‹ Frauen, wenn sie erwachsen sind, gibt es kaum wirkliche Freundschaft, denn fast alle sind sie entweder an Männer gekettet, um ökonomisch über Wasser zu bleiben, oder sie rackern sich damit ab, ihren Weg durch den Dschungel zu hacken und den Kopf über der amorphen Masse zu balancieren. In einer Gesellschaft, die auf Geld und sinnloser Arbeit fundiert ist, gibt es keine Liebe; diese fordert völlige ökonomische wie persönliche Freiheit, Muße sowie die Möglichkeit, sich ausfüllenden, emotional befriedigenden Arbeiten zu

widmen, die dann, wenn man sie gemeinsam mit achtenswerten Menschen ausführt, zu wirklicher Freundschaft führen. In unserer ›Gesellschaft‹ ist solche Arbeit praktisch unmöglich.

Nachdem die Männer das Gespräch, die Freundschaft und die Liebe von der Tagesordnung gestrichen haben, bieten sie uns armseligen Ersatz, wie diesen:

›Große Kunst‹ und ›Kultur‹

Der männliche Künstler versucht das Dilemma, nicht leben zu können und keine Frau zu sein, dadurch zu bewältigen, daß er eine durch und durch künstliche Welt aufbaut, in der der Mann, d.h. seine femininen Züge, verherrlicht werden und in der die Frau auf ganz beschränkte, untergeordnete Rollen, d. h. auf Maskulinität reduziert wird. Das ›künstlerische‹ Ziel des Mannes ist nicht Kommunikation (da er hohl und leer ist, hat er nichts zu sagen), sondern das Kaschieren seiner Animalität; daher nimmt er Zuflucht zu Symbolismus und Obskurantismus (all das ›tiefe‹ Zeug). Die große Mehrzahl der Menschen, besonders die ›Gebildeten‹, die kein Vertrauen ins eigene Urteil haben und sich unterwürfig und respektvoll der Autorität beugen (›Daddy weiß es am besten‹, heißt in der Sprache der Erwachsenen: ›Der Kritiker weiß es am besten‹, ›der Autor weiß es am besten‹, ›der Professor weiß es am besten‹...), lassen sich gern weismachen, daß Obskurantismus, Leere, Unverständlichkeit, Indirektheit, Unklarheit und Langeweile Kennzeichen von Tiefe und Brillanz seien.

Die ›große Kunst‹ beweist, daß die Männer den Frauen überlegen sind, daß Männer Frauen sind, denn beinahe alles, was man so ›große Kunst‹ nennt, wurde – wie die Antifeministen uns gern erzählen – von Männern geschaffen. Wir wissen, daß die ›große Kunst‹ groß ist, weil maskuline Autoritäten uns dies gelehrt haben. Wir können aber nicht das Gegenteil behaupten, da nur jene mit ihrer außerordentlichen, der unseren weit überlegenen Sensibilität die Größe begreifen und abschätzen können, wobei nichts anderes ihre überlegene Sensibilität beweist, als daß sie den Schmarren bewundern, den sie bewundern.

Bewunderung ist die einzige Zerstreuung der ›Kultivierten‹. Passiv und unbegabt, ohne Phantasie und Witz, sind sie gezwungen, damit auszukommen. Unfähig ihre eigenen Zerstreuungen zu schaffen, ihren eigenen kleinen Kosmos hervorzubringen, oder ihre Umwelt auch nur geringfügig zu beeinflussen, müssen sie das vorhandene akzeptieren. Unfähig, Dinge zu schaffen oder sich für irgend etwas zu engagieren, bleiben sie Zuschauer. Kulturkonsum ist der verzweifelte, verrückte Versuch, eine beschissene Welt ›groovy‹ zu finden, dem Horror einer sterilen, bewußtlosen Existenz zu enttrinnen. ›Kultur‹ ist eine Beruhigungspille fürs Ego der Ignoranten, eine Rechtfertigung fürs passive Zuschauen; diese Leute können sich viel darauf einbilden, die ›höheren‹ Dinge zu bewundern, ein Juwel zu sehen, wo nur ein Scheißhaufen ist (und für ihre Bewunderung wollen sie selbst bewundert werden). Ohne den Glauben, irgend etwas ändern zu können, resigniert vor dem Status quo, *müssen* sie Schönheit sehen wo

Dreck ist, denn voraussichtlich werden sie nie etwas anderes haben als Dreck.

Die Verehrung von ›Kunst‹ und ›Kultur‹ erlaubt dem Künstler – abgesehen davon, daß dadurch viele Frauen zu langweiligen, passiven Beschäftigungen verleitet werden, die sie von wichtigeren und befriedigenderen Aktivitäten abhalten, daß sie gehindert werden, ihre aktiven Fähigkeiten auszubilden – sich selbst als einen Menschen von höheren Gefühlen, Wahrnehmungen, Einsichten und Urteilen hinzustellen; dies unterminiert bei unsicheren Frauen den Glauben an Wert und Gültigkeit ihre eigenen Gefühle, Wahrnehmungen, Einsichten und Urteile.

Mit seinem sehr beschränkten Gefühlradius und seinen folglich sehr beschränkten Wahrnehmungen, Einsichten und Urteilen braucht der Mann den Künstler, damit dieser ihm den Sinn des Lebens erkläre. Aber der maskuline Künstler, der ebenfalls total sex-abhängig und unfähig ist, sich für Dinge außerhalb seiner selbst zu engagieren, der nichts zu sagen hat außer der Erkenntnis, daß das Leben für den Mann sinnlos und absurd ist – wie kann er ein Künstler sein? Wie könnte er, der nicht leben kann, uns lehren, was das Leben ist? Ein ›maskuliner Künstler‹ ist ein Widerspruch in sich. So ein degenerierter Typ kann nur degenerierte ›Kunst‹ produzieren. Nur die selbstbewußte, gesunde Frau ist der wahre Künstler, und in der femininen Gesellschaft werden Kunst und Kultur nichts anderes sein als die Aktion eingebildeter, exzentrischer, fauler Frauen, die einander und die ganze Welt ›groovy‹ finden.

Sexualität

Sex gehört nicht zur Beziehung zwischen Menschen. Im Gegenteil, er ist eine einsame, unkreative Erfahrung, eine gewaltige Zeitverschwendung. Die Frau kann leicht – vielleicht als sie glauben mag – ihren Geschlechtstrieb konditionieren und dadurch vollkommen ›cool‹ und intellektuell und frei werden, um wirklich wertvolle Beziehungen einzugehen; aber der Mann, der die Frauen anscheinend sexuell benötigt und dauernd versucht, sie aufzugeilen, stimuliert die stark sexualisierte Frau zu ekstatischer Lust und stößt sie dadurch in die Sackgasse der Sexualität, aus der nur wenigen die Flucht gelingt. Die wollüstige Frau wird vom geilen Mann erregt; wenn die Frau ihren Körper transzendiert, dann wird der Mann, dessen Ego sich auf den Schwanz beschränkt, verschwinden. Sex ist das Asyl der Bewußtlosen. Und je bewußtloser die Frau, je tiefer sie sich auf die männliche Kultur eingelassen hat, kurz: je netter sie ist, desto mehr ist sie von der Sexualität abhängig. Die nettesten Frauen in unserer ›Gesellschaft‹ sind rasende Sexirre. Aber schrecklich, schrecklich nett wie sie sind, lassen sie sich natürlich nicht zum Ficken herab – o nein, das wäre unschicklich – eher schon ›machen sie Liebe‹, ›suchen die körperliche Vereinigung‹ oder ›erwidern Gefühle‹. Die literarischen unter ihnen erbeben unter den Pfeilen des Eros und fühlen sich eins mit dem Universum. Die religiösen genießen die geistige Kommunikation mit der göttlichen Sensualität. Die mystischen verschmelzen mit dem erotischen Prinzip und vermischen sich

mit dem Kosmos, und die LSD-Schlucker spüren den Kontakt ihrer erotischen Zellen.

Ihnen stehen die Frauen gegenüber, die am wenigsten mit der männlichen Kultur zu tun haben, die un-netten, groben und primitiven Geschöpfe, die das Ficken aufs Ficken reduzieren, die zu kindisch sind für diese Erwachsenenwelt voller Vorstädte, Hypotheken, Scheuerbesen und Babyscheiße, die zu selbstsüchtig sind, um Kinder und Ehemänner großzuziehen, zu unzivilisiert, um sich einen Dreck darum zu scheren, was andere über sie denken, zu arrogant, um Daddy, die Großen der Welt oder die ›tiefe Weisheit‹ der Alten zu respektieren; es sind Frauen, die nur ihren eigenen tierischen Gossenninstinkten vertrauen, die unter ›Kultur‹ Brathähnchen verstehen, deren einzige Zerstreuung es ist, nach emotionalen Kitzeln und Sensationen zu jagen, die auf schmutzigen, abstoßenden Szenen zu Hause sind, jene haßerfüllten, gewalttätigen Huren, die unweigerlich jeden fertigmachen, der es wagt, sie aufs Blut zu reizen, die einem Mann, kaum sehen sie ihn, einen Knüppel durch die Brust jagen oder einen Eispickel in den Arsch rammen möchten – wenn sie nur sicher wären, daß das etwas nützt; kurzum diejenigen Frauen, die nach den Maßstäben unserer ›Kultur‹ SCUM* sind – diese Frauen sind ›cool‹ und relativ intellektuell und beinah asexuell.

* Scum – in der Übersetzung geht der Sinn dieses Wortspiels verloren: Scum ist einerseits aus den Anfangsbuchstaben ›Society for Cutting Up Men‹ zusammengesetzt; andererseits bedeutet *scum* Dreck, Abfall, übert. auch Abschaum (der Menschheit).

Ohne Hemmung durch Anstand, Nettigkeit, Diskretion, öffentliche Meinung, ›Moral‹, Respekt vor Arschlöchern; immer feige, schmutzig, unfair – so kommt SCUM überall und überallhin ... sie kennen die ganze Schau – jedes Stück davon, die Vögelszene, die Lutschszene, die Bullenszene, die Hafenszene – sie haben den ganzen Hafen unterwandert, sie kennen jedes Dock und jeden Pier: den Schwanz-Pier, den Futt-Pier ... man muß eine Menge Sex durchmachen, bis man antisex wird, und SCUM hat alles hinter sich und nun warten sie auf die nächste, die neue Schau. Sie wollen unter den Docks hervorschwappen, sich verteilen, sich davonmachen, überall einsickern. Aber SCUM hat noch nicht die Macht ergriffen, SCUM ist noch immer in der Gosse unserer ›Gesellschaft‹, die, wenn sie ihre gegenwärtige Richtung nicht ändert und wenn ihr die Bombe nicht auf den Kopf fällt, sich selbst zu Tode langweilen wird.

Langeweile

Das Leben in einer ›Gesellschaft‹, die von und für Kreaturen geschaffen wurde, die die übelsten Langweiler sind, wenn sie nicht gerade grausam oder deprimiert sind, kann nur – wenn nicht grausam oder deprimierend – äußerst langweilig sein.

Geheimnis, Zensur, Unterdrückung von Wissen und Ideen, und Entlarvungen

Es ist die tiefsitzende, geheime und ängstlich gehütete Sorge jeden Mannes, man könnte entdecken, daß er keine Frau ist sondern ein Mann, ein untermenschliches Tier. Obwohl die Frau nett, höflich und ›würdevoll‹ genug ist, um seine persönliche Entlarvung zu verhindern, muß der Mann, um die allgemeine Entlarvung des ganzen männlichen Geschlechts zu verhüten und seine unnatürliche dominierende Position in der ›Gesellschaft‹ aufrechtzuerhalten, zu folgenden Dingen Zuflucht nehmen:

1. Zensur. Da der Mann eher reflexiv auf isolierte Wörter und Sätze als intellektuell auf größere Sinnzusammenhänge reagiert, versucht er die Entdeckung und Offenlegung seiner Animalität dadurch zu verhindern, daß er nicht nur ›Pornographie‹, sondern jedes Stück zensiert, in dem ›schmutzige Wörter‹ vorkommen – egal in welchem Kontext sie stehen.

2. Unterdrückung aller Ideen und Kenntnisse, die ihn demaskieren oder seine dominierende Position bedrohen könnten. Ein großer Teil des biologischen und psychologischen Wissens wird unterdrückt, da es den Beweis für die gewaltige Unterlegenheit des Mannes gegenüber der Frau enthält. Daher wird auch das Problem der psychischen Krankheiten niemals gelöst werden können, solange die Männer ihre Kontrolle aufrechterhalten: erstens, weil Männer ein begründetes Interesse haben, sie beizubehalten (nur Frauen mit sehr wenig Hirn, werden den Männern auch nur die geringste

Kontrolle über irgend etwas einräumen); und zweitens, weil der Mann nicht zugeben kann, welche Rolle die Vaterschaft bei der Entstehung der psychischen Krankheiten spielt.

3. Enthüllungen. Das größte Vergnügen im Leben des Mannes – soweit man bei diesem verklemmten, grausamen Geschöpf überhaupt von Vergnügen sprechen kann – besteht darin, andere zu entlarven. Es spielt keine Rolle, als was sie entlarvt werden, solange sie überhaupt entlarvt werden; dies lenkt seine Aufmerksamkeit von sich selbst ab. Andere als Agenten des Feindes (Sozialisten, Kommunisten) zu entlarven ist seine Lieblingsbeschäftigung, denn dies wendet die Bedrohung nicht nur von ihm selbst, sondern auch von seinem Land und von der westlichen Welt ab. Nicht er hat die Wespen im Arsch, sondern die Russen.

Mißtrauen

Unfähig, sich mit anderen zu identifizieren oder Zuneigung und Treue zu empfinden, für sich nur allein lebend, hat der Mann keinen Sinn für fairplay; feige, stets darauf angewiesen, um Anerkennung von seiten der Frauen zu buhlen, stets nervös und besorgt, daß seine Animalität und Maskulinität entdeckt werden könnte, stets auf Tarnung angewiesen, muß er unausgesetzt lügen. Leer wie er ist, hat er weder Ehre noch Integrität – er kennt nichtmal den Sinn dieser Wörter. Der Mann ist, mit einem Wort, heimtückisch; und die einzig angemessene Haltung in einer männlichen ›Gesellschaft‹ ist Zynismus und Mißtrauen.

Häßlichkeit

Mit seiner totalen Sex-Abhängigkeit und seiner Unfähigkeit zu intellektuellen oder ästhetischen Reaktionen, mit seinem Materialismus und seiner Gier hat der Mann, abgesehen davon, daß er die »große Kunst« auf die Welt losgelassen hat, seine gesichtslosen Städte mit (innen wie außen) häßlichen Gebäuden, häßlichen Dekorationen, Reklameflächen, Autobahnen, Autos, Müllfahrzeugen und – vor allem mit seiner eigenen widerwärtigen Anwesenheit verziert.

Haß und Gewalt

Der Mann wird von Spannungen und Frustrationen aufgefressen, weil er keine Frau ist, weil er unfähig ist, jemals Befriedigung oder Freude zu empfinden; sein Haß zehrt ihn auf – es ist kein rationaler Haß auf diejenigen, die dich mißhandeln und verletzen, sondern ein irrationaler, ungezielter Haß ... im Grunde genommen ein Haß auf seine eigene wertlose Person.

Als Ventil für seinen Haß dient dem Mann die Gewalt, und da er nur sexuelle Reaktionen kennt und sehr starke Stimuli braucht, um sein halbtotes Selbst zu stimulieren, wird er dadurch sexuell ein wenig angeregt.

Krankheit und Tod

Alle Krankheiten sind heilbar, und das Alter wie der Tod haben Krankheiten als Ursache; darum ist es möglich, nie zu altern und ewig zu leben. Tatsächlich könnten die Probleme des Alterns und Sterbens binnen einiger Jahre gelöst sein, wenn eine umfassende, massive wissenschaftliche Kampagne auf diesem Gebiet gestartet würde. Dies wird innerhalb des maskulinen Establishment nie geschehen:

1. Wegen der männlichen Wissenschaftler, die vor biologischen Forschungen zurückschrecken, da sie die Entdeckung fürchten, daß Männer Frauen sind, und die eine besondere Vorliebe für virile Kriegs- und Todesforschung haben.

2. Wegen der Abschreckung vieler potentieller Wissenschaftler vor wissenschaftlichen Laufbahnen durch die rigide, langweilige, teure, zeitraubende und unfaire Exklusivität unseres »höheren« Ausbildungssystems.

3. Wegen der Propaganda, die von unsicheren männlichen Akademikern betrieben wird, die eifersüchtig ihre Posten hüten und behaupten, daß nur einige ausgewählte Wenige in der Lage seien, abstrakte wissenschaftliche Begriffe zu verstehen.

4. Wegen dem weitverbreiteten, durch das patriarchalische System verursachten Mangel an Selbstvertrauen, wodurch viele talentierte Mädchen entmutigt werden, wissenschaftliche Berufe zu wählen.

5. Wegen dem Mangel an Automation. Die entsprechenden, wissenschaftlichen Kenntnisse gehen heute so weit, daß

bei richtiger Sichtung und Korrelation das Mittel gegen Krebs und manche andere Krankheiten, vielleicht sogar der Schlüssel des Lebens selbst gefunden werden könnte. Aber das Wissen auf diesem Gebiet ist so umfangreich, daß man für die umfassende Korrelation superschnelle Computer benötigen würde. Durch das männliche Herrschaftssystem wird die Einrichtung dieser Computer unweigerlich verschleppt, denn der Mann hat Angst, von Maschinen ersetzt zu werden.

6. Wegen des Geldsystems. Die meisten der nicht an Kriegs- und Todesprogrammen arbeitenden Wissenschaftler sind gezwungen, im Dienst der Wirtschaft zu forschen.

7. Der Mann liebt den Tod – er erregt ihn sexuell, und da er innerlich schon tot ist, möchte er sterben.

Da der Mann einen positiven Glückszustand nicht festhalten kann – das einzige, womit er die eigene Existenz rechtfertigen könnte – fühlt er sich bestenfalls entspannt, bequem, neutral; und dieser Zustand ist äußerst kurzlebig, denn der negative Zustand der Langeweile setzt bald wieder ein; so ist der Mann zu einer leidenden Existenz verurteilt, die nur von gelegentlichen Erholungspausen unterbrochen ist: ein Zustand, den er nur auf Kosten der Frau erreichen kann. Der Mann ist von Natur aus ein Blutsauger, ein emotionaler Parasit und daher ohne moralische Lebensberechtigung; denn niemand hat das Recht, auf Kosten eines anderen zu leben.

Wie die Menschen durch ihre höhere Entwicklung und ihr höheres Bewußtsein ein vorrangiges Lebensrecht gegenüber den Hunden haben, so haben die Frauen ein größeres Lebensrecht als die Männer. Die Vernichtung sämtlicher

Männer ist daher eine gute und rechtliche Tat; eine Tat, die sich zum Wohl der Frauen wie zum Segen aller auswirken würde.

Wie dem auch sei, diese moralische Forderungen bleiben abstrakt, da die Männer sich mit der Zeit selbst eliminieren werden. Nicht nur werden sie sich weiterhin in ihren altherwürdigen klassischen Kriegen und Rassenunruhen bekämpfen, sie werden auch in zunehmendem Maß entweder schwul werden oder sich mit Hilfe von Drogen umbringen. Ob sie will oder nicht, wird die Frau daher allmählich ganz die Führung übernehmen, wenn auch aus keinem andern Grund, als daß ihr nichts anderes übrigbleibt – denn der Mann wird praktisch nicht mehr existieren.

Dieser Trend wird dadurch beschleunigt, daß immer mehr Männer sich zu einem aufgeklärten Interessenstandpunkt bekennen: es wird ihnen zunehmend klar, daß das Interesse der Frauen auch ihr Interesse ist, daß sie nur durch die Frau leben können und daß sie ebenfalls eine Chance haben, beinahe zu leben, je mehr die Frau Ansporn findet zu leben, sich zu entfalten, eine Frau, und kein Mann zu sein. Der Mann sieht langsam ein, daß es leichter und befriedigender ist, *durch* die Frau zu leben als zu versuchen, selbst eine Frau zu sein, ihre Eigenschaften zu usurpieren und sie als männliche auszugeben, die Frau zu unterdrücken und zu behaupten, sie sei ein Mann.

Der Schwule, der seine Männlichkeit, d. h. seine Passivität und seine totale Sex-Abhängigkeit, seine Femininität akzeptiert, fährt also am besten mit wirklich weiblichen Frauen,

denn das macht es einfacher für ihn, ein Mann – nämlich feminin zu sein. Wenn die Männer klug wären, würden sie sich anstrengen, tatsächlich Frauen zu werden; sie würden intensive biologische Forschung betreiben, durch die es möglich würde, mit Hilfe von Operationen am Gehirn und am Nervensystem Männer seelisch wie körperlich in Frauen umzuwandeln.

Eine weitere akademische Frage ist, ob die Frauen auch in Zukunft zur Reproduktion mißbraucht werden, oder ob die Reproduktion in Laboratorien stattfinden soll: Was passiert, wenn jede Frau über 12 Jahren regelmäßig die Pille nimmt und es keine Betriebsunfälle mehr gibt? Wieviele Frauen werden einfach zusehen, wie sie schwanger werden? Nein, Virginia, die Frauen finden das Leben als Zuchtstuten gar nicht beneidenswert, egal was die Masse der durch Gehirnwäsche zu Robotern gemachten Frauen dazu meinen. Sollte ein bestimmter Prozentsatz mit Gewalt abgesondert und gezwungen werden, als Zuchtstuten für die Spezies zu dienen? Offenbar ist das unmöglich. Die Antwort lautet: Babyproduktion in Laboratorien.

Die Frage, ob man weiterhin Männer reproduzieren soll, ist nicht einfach mit dem Hinweis beantwortet, daß der Mann, wie eine Krankheit, seit je existiert hat und daß es ihn deshalb auch in Zukunft geben sollte. Wenn die genetische Vorausbestimmung möglich ist, und das wird bald der Fall sein, dann versteht es sich von selbst, daß nur ganze, vollkommene Lebewesen produziert werden sollten, nicht aber physische Defekte und Krankheiten, oder psychische Leiden

wie die Maskulinität. Die freiwillige Produktion von seelischen Krüppeln wäre äußerst unmoralisch – genau wie die freiwillige Produktion von Blinden.

Warum sollten wir am Ende Frauen produzieren? Warum sollte es zukünftige Generationen geben? Wozu wären sie gut? Wenn das Alter und der Tod abgeschafft sind, warum sollte man dann überhaupt mit der Reproduktion fortfahren? Selbst wenn sie nicht abgeschafft werden, warum sich weiterhin reproduzieren? Warum sollten wir uns darum kümmern, was nach unserem Tod passiert? Was geht es uns an, wenn es nach uns keine Generation mehr gibt?

Mit der Zeit wird der natürliche Lauf der Dinge, die Entwicklung der Gesellschaft, zur totalen Herrschaft der Frau über die Welt führen, und folglich auch zur Einstellung der Produktion von Männern und schließlich zum Ende der Reproduktion der Frauen.

Aber SCUM ist ungeduldig; SCUM gibt sich nicht mit dem Gedanken zufrieden, daß künftige Generationen es schaffen werden; SCUM will selbst das swingende Leben für sich gewinnen. Und wenn die große Mehrzahl der Frauen SCUM wären, dann würden sie innerhalb weniger Wochen die vollständige Kontrolle über dieses Land erringen, einfach indem sie sich aus dem Arbeitsprozeß zurückzögen, wodurch die ganze Nation gelähmt würde. Zusätzliche Maßnahmen, von denen jede ausreichen würde, die Wirtschaft und alles andere gründlich zu zerschlagen, könnten darin bestehen, daß die Frauen das Geldsystem abschaffen und aufhören würden zu kaufen, daß sie einfach plünderten und sich weigerten, all

den beschissenen Gesetzen zu gehorchen. Die Polizei, die Nationalgarde, die Armee und die Marine samt ihren Leder- nacken könnten nicht einmal mit vereinten Kräften eine sol- che Rebellion niederschlagen, an der mehr als die Hälfte der Bevölkerung beteiligt ist; besonders wenn es sich bei den Aufständischen gerade um diejenigen handelt, ohne die die Männer völlig hilflos sind.

Wenn alle Frauen einfach ihre Männer im Stich ließen, wenn sie sich weigerten, irgend etwas mit ihnen zu schaffen zu haben, und zwar für immer und mit keinem von ihnen dann würden die Regierung und die Wirtschaft völlig zusam- menbrechen. Sogar ohne die Männer zu verlassen, könnten die Frauen – wären sie sich nur über das Maß ihrer Über- legenheit und Macht über die Männer bewußt – die vollstän- dige Kontrolle über das Ganze innerhalb weniger Wochen erobern und könnten die totale Unterwerfung der Männer unter die Frauen erreichen. In einer gesunden Gesellschaft würde der Mann folgsam hinter der Frau hertröten: denn der Mann ist fügsam und einfach zu lenken, er unterwirft sich leicht der Herrschaft jeder Frau, die ihn beherrschen will. Tatsächlich wünscht der Mann verzweifelt, von der Frau geführt zu werden, er will Mama die Verantwortung zuschieben und sich ihrer Obhut anvertrauen. Aber diese Gesellschaft ist nicht gesund, und die meisten Frauen ahnen nicht einmal dunkel, welche Möglichkeiten sie in ihrer Bezie- hung zu Männern haben.

Der wirkliche Gegensatz besteht daher nicht zwischen Frauen und Männern, sondern zwischen SCUM auf der einen

Seite – dominierenden, sicheren, selbstvertrauenden, wider- lichen, gewalttätigen, eigensüchtigen, unabhängigen, stol- zen, sensationshungrigen, frei rotierenden, arroganten Frau- en, die sich imstande fühlen das Universum zu regieren, die schon bis an die Grenzen dieser Gesellschaft rotiert sind und die bereit sind, über das, was ihnen hier geboten wird, hin- auszutrotieren – und auf der anderen Seite den netten, passi- ven, entgegenkommenden, »kultivierten«, höflichen, würdi- gen, unterwürfigen, abhängigen, verschreckten, bewußtlo- sen, unsicheren, Anerkennung suchenden Daddy-Töchtern, die mit dem Unbekannten nicht fertig werden, die sich in der zumindest vertrauten Kloake wälzen wollen, die auf dem Stand der Affen geblieben sind, die sich nur sicher fühlen, wenn Big Daddy in der Nähe ist und wenn im Weißen Haus ein großer, starker Mann mit einem fetten, haarigen Gesicht sitzt, auf den man bauen kann; die zu feige sind, um der scheußlichen Wirklichkeit dessen, was der Mann darstellt, ins Auge zu sehen, die ihr Los mit den Schweinen teilen, die sich dem Animalismus angepaßt haben, sich dabei oberfläch- lich wohlfühlen und sich keinen anderen »way of life« vorstel- len können, die ihr Bewußtsein, ihre Gedanken und Ansich- ten auf das Niveau des Mannes hinuntergeschraubt haben, die ohne Sinn, Phantasie und Witz nur in einer maskulinen »Gesellschaft« sich behaupten können, die einen Platz an der Sonne – oder eher im Sumpf – nur als Seelentröster, als Ich- Verstärker, als Mittel zur Entspannung und als Brut- maschinen ergattern können, die von anderen Frauen für ihre Inkonsequenz verachtet werden, die ihre Schwäche, ihre

Männlichkeit auf alle anderen projizieren und glauben, die Frau sei ein Wurm.

Aber SCUM ist zu ungeduldig, um zu hoffen und zu warten, bis die Gehirnwäsche von Millionen Arschlöchern rückgängig gemacht wird. Warum sollten sich die swingenden Frauen noch länger trostlos mit den Männern, diesen Idioten 'rumschleppen? Warum sollten die ›groovy cats‹ das Schicksal der Leisetreter teilen? Warum sollten die Aktiven und Phantasiereichen sich in ihrer Politik an den Passiven und Dummen orientieren? Warum sollten die Unabhängigen zusammen mit den Abhängigen, die ohne Daddy nicht leben können, an den gleichen Schweinetrog gekettet sein? Nur eine Handvoll SCUM würde genügen, um das Land durch systematische Zerstörung des Systems, durch selektive Vernichtung von Eigentum und durch Mord innerhalb eines Jahres zu übernehmen:

SCUM wird sich mit der *Nicht*arbeiterschaft, mit der Kaputtmacherschaft solidarisieren; sie werden die verschiedensten Jobs annehmen und *nicht* arbeiten. Zum Beispiel werden SCUM-Verkäuferinnen kein Geld für die Ware nehmen; SCUM-Telefonistinnen werden keine Gebühren berechnen; SCUM-Büro- und -Fabrikarbeiterinnen werden, außer daß sie ihre Arbeit versauen, heimlich die Betriebseinrichtungen zerstören. SCUM wird auf jedem Job so lange *nicht* arbeiten, bis man sie hinauswirft, und dann einen neuen Job suchen, um auch dort *nicht* zu arbeiten.

SCUM wird die Busfahrer, Taxifahrer und U-Bahn-Billettkäufer von ihren Arbeitsplätzen verjagen, Busse und Taxis

kostenlos fahren lassen und Freifahrtscheine ans Publikum verteilen. SCUM wird alle unnützen und schädlichen Dinge vernichten: Autos, Schaufensterscheiben, ›große Kunst‹ usw.

Schließlich wird SCUM die Rundfunkmedien – Radio und Fernsehen – übernehmen und alle Angestellten dieser Anstalten, die sich der Übernahme durch SCUM widersetzen, zwangsweise in die Ferien schicken. SCUM wird Ehekaputtspielen, sich zwischen gemischte (männlich-weibliche) Paare drängen und sie auseinanderjagen.

SCUM wird alle Männer töten, die nicht Mitglieder der SCUM-Männerhilfstruppe sind. Mitglieder der Männerhilfstruppe sind diejenigen, die fleißig daran arbeiten, sich selbst zu eliminieren; Männer, die – aus welchen Motiven auch immer – Gutes tun; Männer, die SCUM in die Hände arbeiten. Beispiele für Angehörige der Männerhilfstruppe sind: Männer, die Männer töten; Biologen, die an konstruktiven Forschungsprogrammen gegen die biologische Kriegführung arbeiten; Journalisten, Schriftsteller, Lektoren, Verleger und Produzenten, die Ideen im Sinn der Ziele von SCUM propagieren und vertreiben; Schwule, die durch ihr leuchtendes Beispiel andere Männer ermuntern, sich selbst zu entmannen und sich damit relativ ungefährlich zu machen; Männer, die permanent Sachwerte verschenken – Geld, Gegenstände, Dienstleistungen; Männer, die die Dinge beim Namen nennen (bis jetzt hat das noch niemand getan), die den Frauen ihr Recht geben, die Wahrheit über sich selbst zu enthüllen, bewußtlosen und maskulinen Frauen die richtigen Sätze zum Nachplappern vorsprechen und ihnen beibringen,

daß es der wichtigste Lebensinhalt einer Frau sein sollte, das männliche Geschlecht zu vernichten. (Um den Männern dabei behilflich zu sein, wird SCUM Dreckseminare einrichten, bei denen jeder männliche Teilnehmer seine Rede mit den Worten beginnen wird: »Ich bin ein Dreck, ein schmutziger, gemeiner Dreckskerl«, um dann Schritt für Schritt diese Wahrheit zu beweisen; zur Belohnung wird er nach der Sitzung eine volle geschlagene Stunde Gelegenheit haben, mit den anwesenden SCUM-Frauen zu fraternisieren. Nette, saubere, maskuline Frauen werden zu den Sitzungen eingeladen sein, damit sie alle Illusionen und Mißverständnisse, die sie noch über die Männer hegen, loswerden.) Zur Männerhilfstruppe gehören ferner Produzenten und Propagandisten von Sex-Büchern und -Filmen usw., die auf den Tag hinarbeiten, an dem alles, das Ficken und das Blasen, auf dem Bildschirm zu sehen sein wird (die Männer werden, wie die Ratten hinter der Flöte des Rattenfängers, durch die Votze ins Verderben gelockt, sie werden überwältigt und ersäuft in ihrem eigenen passiven Fleisch, und sie werden schließlich daran verrecken); ferner Rauschgifthändler und Advokaten, die den »Dropout«* der Männer vorbereiten.

Die Mitgliedschaft in der Männerhilfstruppe ist eine notwendige, aber noch nicht ausreichende Bedingung, um bei SCUM von der schwarzen Liste gestrichen zu werden; Gutes tun genügt nicht. Um ihre nutzlosen Ärsche zu retten, müssen

* Dropout: moderne Form des Klassenkampfes durch Vorenthalten der Ware Arbeitskraft.

die Männer vielmehr das Schlechte verhindern. Einige Beispiele für die widerlichsten, schädlichsten Typen sind: Frauenschänder, Politiker und alle in ihrem Dienst Stehenden (Wahlhelfer, Parteimitglieder); miese Schlagerstars und Musiker; Aufsichtsratsvorsitzende, Familienernährer, Hausbesitzer, Besitzer von Kantinen und Restaurants, wo Musak* gespielt wird; »große Künstler«; billige, kleine Geizhalse; Polizisten, Industriemagnaten, Wissenschaftler, die im Dienst der privaten Industrie Kriegsforschung treiben (also praktisch alle Wissenschaftler); Lügner und Angeber, Discjockeys, Männer, die sich in irgendeiner Form einer fremden Frau aufdrängen; Grundstücks- und Börsenmakler, Männer, die den Mund aufmachen, wo sie nichts zu sagen haben; Männer, die faul auf der Straße herumlungern und die Landschaft mit ihrer Anwesenheit verschandeln; Heuchler, Kokolores-Künstler, Straßengaffer, Plagiatoren, Männer, die den geringsten Versuch machen, eine Frau zu belästigen; alle Männer in der Werbebranche; unehrliche Schriftsteller, Journalisten, Lektoren, Verleger usw., private wie öffentliche Zensoren; alle Angehörigen der Streitkräfte, auch die Wehrpflichtigen (LBJ und McNamara geben die Befehle, aber die Soldaten führen sie aus); und vor allem Piloten (wenn die Bombe fällt, dann wird nicht LBJ, sondern ein Pilot sie werfen). Wenn das Verhalten eines Mannes sowohl in die gute wie in die schlechte Kategorie fällt, dann wird er einer gründlichen persön-

* Musak: beruhigende Unterhaltungsmusik, die unter anderem auch bei der Fließbandarbeit etc. zur Paralyisierung der Massen Verwendung findet.

lichen Befragung unterzogen, um zu bestimmen, ob sein Verhalten im Durchschnitt nach gut oder schlecht tendiert.

Die Versuchung ist groß, auch die weiblichen »großen Künstler«, Heuchler usw. zusammen mit den Männern zu beseitigen, aber das wäre undurchführbar, weil dann niemand mehr übrig bliebe: alle Frauen sind schon mehr oder minder korrumpiert – doch dies rührt vom lebenslangen Zusammenleben mit den Männern her. Schafft die Männer ab, und die Frauen werden einen enormen Aufschwung nehmen! Frauen sind noch zu verbessern; Männer sind es nicht mehr, obgleich ihr Verhalten sich noch bessern kann. Wenn SCUM ihnen entsprechend Feuer unterm Arsch macht, wird es sich rasch entwickeln.

SCUM wird nicht nur sabotieren, plündern und Paare auseinanderjagen, sondern gleichzeitig Rekruten werben. SCUM wird sich dann formieren aus dem Elitekorps der Rekrutierenden, den Aktivistinnen vom harten Kern (Saboteure, Plünderer und Zerstörer) und der Elite der Elite: den Killern. »Dropout« ist keine Lösung – Kaputtmachen ist's. Die meisten Frauen sind schon »Dropouts«, sie waren niemals »in«. Wer »outdropt«, überläßt denen die Herrschaft, die nicht »outdroppen«. »Dropout« ist genau das, was die Anführer des Establishments wollen; damit spielen wir dem Feind genau in die Hand und stärken das System, statt es zu unterminieren. Denn es beruht ganz auf der Passivität, Nichtbeteiligung, Apathie und Gleichgültigkeit der Masse der Frauen. »Dropout« ist jedoch eine ausgezeichnete Politik für Männer, und SCUM wird dies mit Freuden unterstützen.

Selbstbezogene Suche nach Erlösung, kontemplative Nabelschau, das ist, was die »Dropouts« auch immer denken mögen, keine Antwort. Das Glück liegt draußen, man erreicht es durch Interaktionen. Man sollte versuchen, sich selbst zu vergessen, nicht sich selbst zu betrachten. Der Mann, nur zu letzterem fähig, verklärt seinen unheilbaren Schaden und deklariert seine Selbstbezogenheit nicht nur als wertvolle Haltung, sondern als einen philosophischen Wert und bildet sich ein, er sei tief veranlagt. Um ihre Ziele zu erreichen, wird SCUM sich nicht schlagen, demonstrieren, Märsche abhalten oder Streikposten stehen. Solche Taktiken sind gut genug für die netten, wohlherzogenen Damen, die nur deshalb solche Aktionsformen ängstlich genau einhalten, weil sie garantiert ineffektiv sind. Außerdem agieren nur bescheidene, anständig lebende, maskuline Frauen auf einer Mob-Basis. SCUM setzt sich aus Individuen zusammen. SCUM ist nicht Masse, sondern Klasse. Für jede Aufgabe werden von SCUM nur so viele wie nötig eingesetzt. SCUM ist »cool« und eigennützig, sie wird sich nicht der Gefahr aussetzen, mit dem Gummiknüppel eins auf den Kopf zu bekommen. Dies ist gut genug für die netten, wohlherzogenen middle-class-Damen, die eine hohe Meinung über – und einen rührenden Glauben an die essentielle Güte von Daddy und den Polizisten haben. Wenn SCUM je marschiert, dann wird sie über LBJ's dumme, beleidigende Visage marschieren. Wenn SCUM sich je schlägt, dann wird sie im Dunklen mit einer sechszölligen Klinge zuschlagen.

SCUM wird immer auf einer kriminellen, im Gegensatz zur zivilen Ungehorsamsbasis arbeiten, d. h. sie wird nicht vor-

sätzlich Gesetze übertreten und dann ins Gefängnis gehen, um die Öffentlichkeit auf eine Ungerechtigkeit aufmerksam zu machen. Solche Taktiken erkennen die Rechtlichkeit des ganzen Systems an und dienen nur dazu, es unwesentlich zu modifizieren und einzelne Gesetze zu revidieren. SCUM ist gegen das ganze System, gegen jede Vorstellung von Gesetz und Regierung überhaupt. SCUM will das System zerstören, und nicht innerhalb des Systems bestimmte Rechte beanspruchen. Immer eigennützig und ›cool‹ wird SCUM sich nicht erwischen und bestrafen lassen. SCUM wird immer hinterhältig, heimtückisch und verstoßen operieren (obwohl die von SCUM verübten Morde immer als solche bekannt sein werden).

Die Zerstörung wie das Töten werden selektiv und gezielt erfolgen. SCUM ist gegen halbverrückte, ungezielte Krawalle, die kein klares Konzept verfolgen und bei denen viele von den eigenen Leuten draufgehen. SCUM wird sich nie an irgendwelchen Aufständen oder anderen Formen ungezielter Zerstörung beteiligen, sie anregen oder dazu auffordern. SCUM wird sich kalt und heimlich an die Opfer heranschleichen und geräuschlos morden. Die Zerstörung wird niemals darin bestehen, die Transportwege für Nahrungsmittel und andere lebenswichtige Güter lahmzulegen, die Wasserversorgung zu verunreinigen oder zu unterbrechen, Straßen und Verkehrsmittel so zu blockieren, daß Ambulanzen nicht mehr durchkommen oder daß die Krankenhäuser nicht mehr arbeiten können.

SCUM wird mit Zerstörung, Plünderung, Sabotage und Mord weitermachen, bis das Geld-Arbeit-System nicht mehr

existiert und die vollkommene Automation eingeführt ist, oder bis so viele Frauen mit SCUM zusammenarbeiten, daß es unnötig sein wird, unsere Ziele mit Gewalt zu verfolgen, d. h. bis genügend Frauen entweder *nicht* arbeiten oder ihre Jobs aufgeben, bis sie anfangen zu klauen und zu plündern, bis sie ihre Männer verlassen und sich weigern, all den Gesetzen, die einer zivilisierten Gesellschaft unwürdig sind, zu gehorchen. Viele Frauen werden sich am Kampf beteiligen, aber viele andere, die schon lange in der Hand des Feindes sind, die so sehr an Animalität und Maskulinität gewöhnt sind, daß sie ihre Beschränktheit und Unterdrückung lieben, werden weiterhin Stiefellecker und Fußabstreifer bleiben – genau wie die Bauern auf den Reisfeldern Reisbauern bleiben, während ein Regime das andere stürzt. Die beweglicheren unter ihnen werden vielleicht jammern und toben, sie werden auf ihren Spielsachen und ihren Geschirrtüchern herumtrampeln, aber SCUM wird sich nicht beirren lassen und sie wie eine Dampfwalze überrollen.

Wenn erst ein allgemeines Bedürfnis danach besteht, kann die vollständig automatisierte Gesellschaft sehr schnell und einfach eingerichtet werden. Die Pläne dafür existieren bereits, und der Aufbau wird, wenn Millionen Menschen daran arbeiten, nur einige Wochen dauern. Auch ohne das Geldsystem wird jeder sich begeistert ins Zeug werfen und bei der Einrichtung der automatisierten Gesellschaft mithelfen. Das wird der Beginn einer phantastischen neuen Epoche sein, und eine festliche Stimmung wird den Aufbau begleiten.

Die Abschaffung des Geldes und die Einrichtung der vollkommenen Automation wird die Voraussetzung aller anderen Reformen von SCUM sein. Ohne diese beiden ersteren können die anderen nicht durchgeführt werden; sind sie einmal getan, werden die anderen sich sehr schnell verwirklichen lassen. Die Regierung wird automatisch zusammenbrechen. Bei vollständiger Automation wird es möglich sein, daß jede Frau über jede Frage auf direktem Weg mit Hilfe einer im Haus aufgestellten elektronischen Wahlmaschine abstimmt. Da die Regierung fast ausschließlich damit beschäftigt ist, wirtschaftliche Angelegenheiten zu regeln und in völlig privaten Dingen Gesetze zu erlassen, wird die Abschaffung des Geldes – und damit die Abschaffung der Männer, die mit Gesetzen die Moral gängeln wollen – zur Folge haben, daß praktisch kaum Fragen zur Abstimmung anstehen werden.

Ist das Geld einmal abgeschafft, dann wird es nicht mehr nötig sein, die Männer zu töten; sie werden ihres einzigen Machtmittels über die psychologisch unabhängigen Frauen beraubt sein. Sie werden nur noch jenen Stiefelleckerinnen imponieren können, die sich gerne imponieren lassen. Alle Frauen werden damit beschäftigt sein, die wenigen noch offenen Fragen zu lösen, bevor die Tagesordnung für die Utopie und die Ewigkeit festgesetzt werden kann: Dazu wird eine völlige Neuordnung des Ausbildungswesens gehören, damit Millionen Frauen binnen weniger Monate für hochqualifizierte intellektuelle Arbeit ausgebildet werden können. (Dies wird sehr leicht möglich sein, wenn unser Aus-

bildungssystem erst einmal dem Ziel der Ausbildung, und nicht mehr der Perpetuierung einer akademischen Intellektuellen-Elite dient.) Ferner werden die Probleme um Krankheit, Alter und Tod gelöst, und unsere Städte und Wohnviertel werden einer gründlichen Umgestaltung unterzogen. Manche Frauen werden noch für einige Zeit glauben, sie müßten Männern gefallen, aber je mehr sie sich an eine feminine Gesellschaft gewöhnen und je mehr sie an deren Projekten teilnehmen, werden sie schließlich einsehen, wie völlig nutzlos und banal das männliche Geschlecht ist.

Die wenigen überlebenden Männer mögen ihre kümmerlichen Tage mit »Dropout« und Drogen weiterfristen, als Transvestiten in Frauenkleidern herumstolzieren oder passiv die superdynamischen Frauen in voller Aktion bewundern und darin selber als Zuschauer, als Lebende aus zweiter Hand, einen Lebensinhalt finden* – wenn sie nicht mit den Stiefelleckerinnen auf der Kuhweide Kinder ausbrüten wollen. Oder sie können gleich um die Ecke zum nächsten Selbstmord-Center gehen, wo sie unauffällig, schnell und schmerzlos vergast werden.

Vor der Einrichtung der Automation, vor der Ersetzung der Männer durch Maschinen, sollen die Männer den Frau-

* Der Mann wird sich elektronisch in die Aktionen jeder beliebigen Frau einschalten und im Detail allen ihren Bewegungen folgen können. Die Frauen werden dies freundlich und entgegenkommend zugestehen, denn es wird sie nicht im mindesten beeinträchtigen und sie werden sich dabei wunderbar freundlich und human gegenüber ihren unglücklichen, gehandikapten Mitmenschen verhalten.

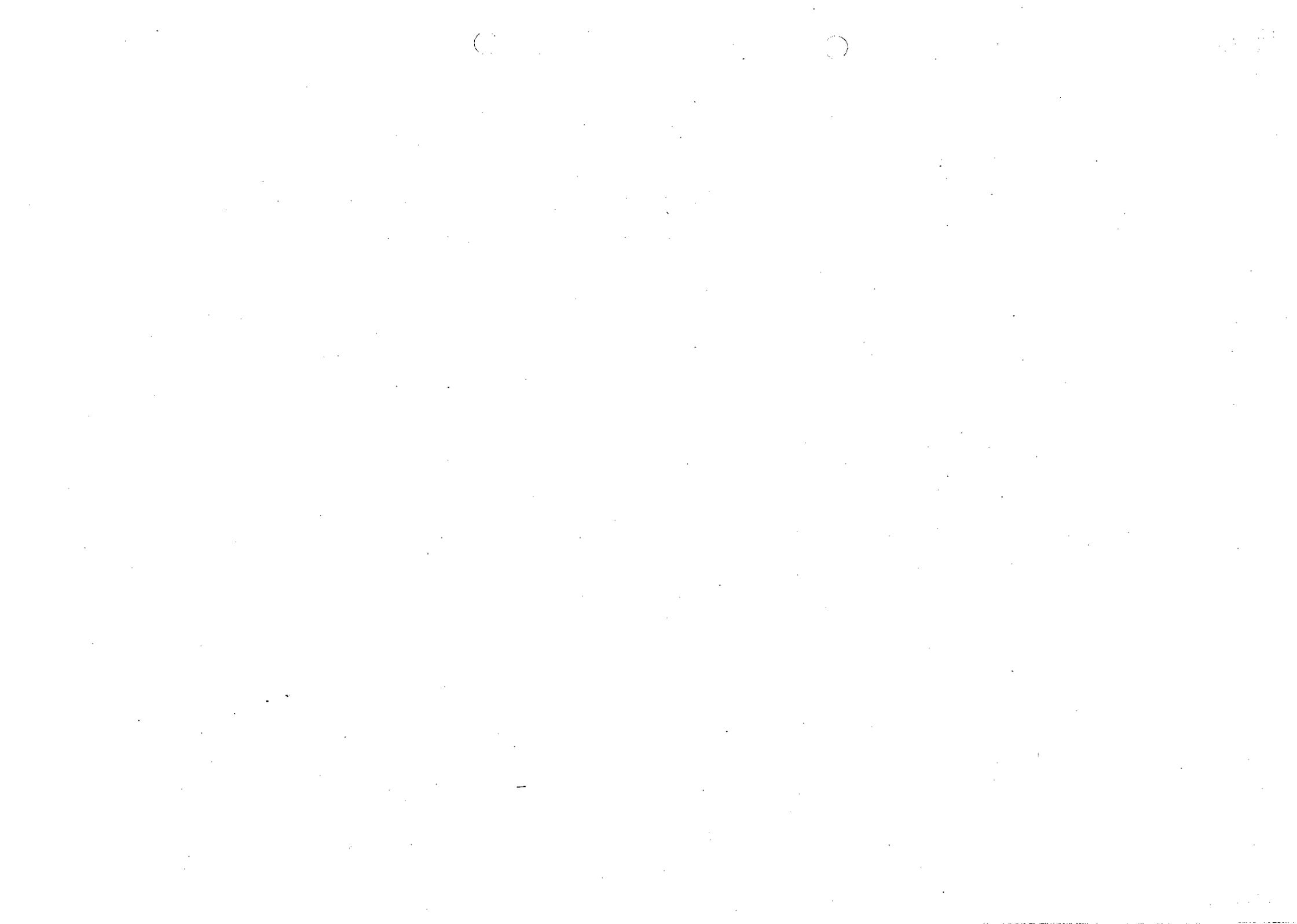
en zu freier Verfügung stehen, ihnen dienen, alle ihre Launen fördern, allen ihren Befehlen gehorchen, sich ihnen total unterwerfen, perfekten Gehorsam gegenüber der Frau als ihren einzigen Lebenszweck akzeptieren – im Gegensatz zu der völlig verzerrten Situation, wie sie heute besteht, wo die Männer mit ihrer schändlichen Anwesenheit die Welt überköpeln, von der Masse der Frauen umworben und auf Knien bewundert; von Frauen, die brav das goldene Kalb anbeten, wobei gewissermaßen der Hund den Herrn an der Leine führt, während doch nach den schwulen Tunten noch derjenige Mann am wenigsten miserabel ist, der sich demütig, in völliger Sklaverei, vor der Frau in den Staub wirft. Rational denkende Männer wollen zusammengeschlagen, mit Füßen getreten, am Boden gehalten, niedergedrückt und wie Hunde behandelt werden; dreckig wie sie sind, wollen sie ihre Widerwärtigkeit bestätigt wissen.

Die kranken, irrationalen Männer, die ihren Ekel vor sich selbst zu verdrängen suchen, werden sich, wenn SCUM sie überrollt, ängstlich zur großen Mama mit ihren großen Wammelbrüsten flüchten, aber kein Busen wird sie vor SCUM schützen. Die große Mama wird sich an den großen Daddy klammern, und der wird in der Ecke sitzen und seine großen, dynamischen Hosen vollscheißen. Die rational eingestellten Männer werden weder aufmucken noch kämpfen noch beschämende Faxen machen, sondern sie werden sich gemütlich hinsetzen, die Schau genießen und fröhlich ihrem Ende entgegenschaukeln.

Nachwort

Emanzipation der Frau: Valerie Solanas' Manifest ist einer der skurrilsten Lösungsversuche dieses Problems in den letzten Jahren. Sie führt einen erbitterten Kampf von Ideen gegen Ideen, Geschlecht gegen Geschlecht, Widerspruch gegen Widerspruch. Ein paar bekannte Grundgedanken tauchen sporadisch auf: der Mensch als Produkt von Umwelteinflüssen und Erziehung; die Unterdrückungssituation der Frau als Rollenfixierung und Projektion verachtenswerter Eigenschaften; die ökonomischen Grundlagen (wenn auch immer nur beschrieben am Phänomen der Geldzirkulation), ohne deren Abschaffung Emanzipation nicht möglich ist; ja sogar die Möglichkeit einer kollektiven Organisation zur Befreiung von den Unterdrückern. Was aber ist aus diesen Vorstellungen geworden? In welchem Kontext erscheinen sie? Welche Ursachen, welche Wirkungen zeigen sie auf?

Den Menschen als Produkt seiner Umwelt, seine Eigenschaften als vorwiegend anerzogene, nicht angeborene zu sehen, hat (seit Marx) eine Analyse und Kritik der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse ermöglicht, die Methoden und Ideen zu ihrer und damit auch der Menschen Verän-



derung an die Hand gab und vorstellbar machte. Die Voraussetzung eines solchen Ansatzes, daß nämlich der Mensch klassenspezifisches, das heißt an vorgefundene ökonomisch-ideologische Verhältnisse gebundenes Produkt ist, geht in Valerie Solanas Pamphlet nicht ein: bei ihr gibt es keine allgemeine Unterdrückung aller innerhalb eines Systems, in dem die Frau einer zusätzlichen, von ihrem Geschlecht abhängigen Repression ausgesetzt ist, sondern nur eine Unterdrückung der Frau durch den Mann. Sie erkennt diese spezifische Unterdrückungssituation nicht mehr als eine gesellschaftlich bedingte, sondern stilisiert an Stelle dessen den, der ihre Lage für sie am sichtbarsten und einleuchtendsten verursacht zu haben scheint, den Mann, zum Klassenfeind, stellvertretend verantwortlich für alles Unglück dieser Welt.

Als Übel schlechthin vereinigt der Mann alle als negativ angesehenen Eigenschaften in seiner Person, wird zum mißglückten Naturprodukt, so schlecht, daß nur noch seine Ausrottung vertretbar ist.

Die hier zugrundeliegende Anthropologie, die den Menschen als von Geburt an in seinen Eigenschaften und Fähigkeiten festgelegtes Wesen begreift – wobei Solanas ihrer eigenen Vorstellung widerspricht, indem sie die Frau als von ihren »angeborenen« Fähigkeiten ablenkbar und vom Manne beeinflusbar darstellt – läßt in ihrer Konsequenz gerade das nicht zu, was die These von der Entwicklung und Veränderbarkeit des Menschen durch seine Umwelt zur Voraussetzung des angestrebten Zieles macht: der Befreiung von Repression und ungerechtfertigtem Zwang.

Wenngleich Unterdrückung im Manifest mehr beschrieben als plausibel erklärt wird, so ahnt die Autorin in ihrer Widersprüchlichkeit doch, wo deren Erklärung möglicherweise zu suchen sei. Das verdeutlicht sich an jenen Stellen, wo sie einmal davon absieht, dem Problem mit ihrer eigentümlichen Anthropologie zu Leibe zu rücken, wo sie den Einfluß der Eltern, speziell den des Vaters auf das kleine Kind beschreibt: der von Grund auf verdorbene Vater korrumpiert nicht für den Sohn, sondern auch die Tochter und macht beide zu typischen Vati-Produkten, – allerdings mit der Einschränkung, daß die Frau ohne Vati das energische, verrückte, rücksichtslose, phantasievolle Geschöpf sein könnte, das sie »eigentlich« ist, der Mann aber gar keine Chance zur Veränderung seines »natürlichen Wesens« hat.

Sicherlich ist der Grund für die Unmündigkeit der Frau, wie sie besteht, nicht nur in den gezielten Erziehungsmanipulationen des Vaters zu suchen (wie das Valerie Solanas vielleicht gern hätte), auch können ihre Exkurse auf die frühkindliche Entwicklung des Mädchens und die normative Wirkung der Erziehungstechniken keinerlei psychologische oder soziologische Stringenz für sich in Anspruch nehmen, doch deutet sie an, daß die Begründung dafür, warum die meisten Frauen sich so verhalten, wie sie sich verhalten, gewonnen werden kann aus der Beschreibung der bürgerlichen Familie in ihrer Funktion als Vermittlerin von Verhaltensdispositionen, von Grundqualifikationen des Rollenhandelns.

Wenn man davon ausgeht, daß das kleine Mädchen bereits in seiner frühen Kindheit durch die Behandlung, die es

seitens seiner Eltern erfährt, und die Verhaltenserwartungen, die an es herangetragen werden, auf die Rolle, die es weiterhin zu spielen hat, vorbereitet wird; – daß alle geschlechtsspezifische Erziehung darauf zielt, es einzuordnen in den normativ festgelegten Kontext seiner sozialen Rolle als Frau; – daß die in der familiären Sozialisation gewonnenen psychischen Dispositionen korrelieren mit dem vorgegebenen Muster des Rollenverhaltens der erwachsenen Frau, so wird deutlich, warum für so viele Frauen Regelverletzungen immer nur unter Androhung des Verlustes ihrer Geschlechterrollenidentität stattfinden können. Nichts ist schwieriger, als aufklärerisch und politisch an jene ungeheure Heerschar von braven Hausfrauen, grünen Witwen und angepaßten jungen Mittelstandsdamen heranzukommen, die gegen das eigene Geschlecht nur ausgerüstet sind mit den Waffen der Konkurrenz und Kategorien von Neid und Eifersucht. Auf Grund ihrer enormen Internalisierungsleistungen und der Anpassungszwänge, denen sie, eingebettet in ihr terroristisches Familienidyll, ausgesetzt sind, werden sie schier unerreichbar für jeden Gedanken politischer Solidarität; haben sie doch den Warencharakter, der ihnen als Sexualobjekt zugeschrieben wird, vielfach akzeptiert. Schönheit ist immer noch das spezifische Medium ihrer Anerkennung, dem Manne zu gefallen, so auszusehen wie die Damen auf den Deckblättern der Illustrierten, höchste Form der Selbstbestätigung. Der Funktionszusammenhang kleinbürgerlicher, geschlechtsspezifischer Rollenzuweisungen, die auch bei der Jet-Generation nur eine neue Form, nicht aber ihre Problema-

tisierung, nicht aber ihre Aufhebung erfahren haben, widersetzt sich immer noch auf das massivste jedem äußeren Angriff, immunisiert die Betroffenen gegen die Erkenntnis, daß sich auf der Ebene des Verhaltens zwischen den Geschlechtern das immer aufs neue wiederholt, was der Frau in ihrer Kindheit schon einmal angetan wurde.

Möglicherweise hat Valerie Solanas angesichts dieses Dilemmas mit ihrer Holzhammermethode gar nicht so unrecht. Wenn die Mechanismen der Unterdrückung so subtil, und für die Betroffenen als solche nicht mehr erkennbar sind, dann wird die hemmungslos hilflose Wut der Autorin verständlich, dann kann auch schon mal eine darauf verfallen, ein solches Manifest zu schreiben, dann kann es sogar passieren, daß sie die eigene Polemik mit einer adäquaten Analyse der Realität verwechselt, dann kann es sein, daß sie auf die eigene Provokation hereinfällt und zum Revolver greift. Falsch ist es in jedem Fall, den Schuß auf Andy Warhol nur aus der Psychopathologie der Verfasserin zu erklären.

Sieht man sich die praktischen Konsequenzen an, die V. Solanas aus ihrer Darstellung der Situation der Frau zieht, so sind sie wieder partiell richtig: Organisation und kollektive Aktion der Unterdrückten (in der erwähnten, falschen Perspektive, den Mann nicht ebenfalls als Unterdrückten zu sehen). Natürlich auch hier ein Widerspruch: einen Zusammenschluß von Menschen zu fordern, deren Entwicklungsprozeß zum vom Mann verdorbenen Weibchen sie gerade geschildert hatte, ohne Möglichkeiten der Bewußtseinsver-

änderung und Beeinflussung zum SCUM-Ideal hin darzustellen.

Es wäre wohl falsch, dieser Vorstellung einer Organisation («zur Vernichtung der Männer») zu viel Gewicht beizumessen. Was da »aus den Sümpfen« und unter den Brücken hervorkriechen soll, ist literarisch-phantastisches Gebilde, ohne Anspruch auf Realitätsgehalt, Blüten einer Vorstellungswelt, die Solanas auf völlig anderer Ebene und in krassem Widerspruch zur abstrakten Überlegung verwirklicht: der Schuß auf Andy Warhol ist die eigentliche Konsequenz aus der Verzweiflungssituation der hilflosen Frau, die aus Mangel an anderen Lösungsmöglichkeiten ihrer eigenen Agitation erliegt.

SCUM wird nicht zum Politikum werden. Nehmen wir einmal an, es ginge der Solanas ernsthaft nicht nur um ihre eigene, sondern um die kollektive Emanzipation der Frau (oder doch wenigstens um deren Antizipation), und sehen wir dann einmal davon ab, daß es wohl nur sehr wenige Frauen gibt, die auf die Glücksmöglichkeiten der heterosexuellen Liebe verzichten wollen, so bleibt immer noch, daß sie der eigenen Sache ungemein schadet: ihr Projekt einer Welt ohne den Mann und das Böse, das er in die Welt trug, läßt deutlich Züge von Sexualfeindlichkeit erkennen. Sexualität per se ist erklärt als eines der Übel, entstanden aus der Fähigkeit zu public relation, die dem Mann als die einzige, die er überhaupt besitzt, zuerkannt wird. Die Alternative zu repressiven Spielarten der Sexualität heißt bei der Solanas offensichtlich: überhaupt keine Sexualität. Damit kann sie des

Beifalls aus der falschen Ecke gewiß sein, damit verschreckt sie alle diejenigen, die meinen, es käme auch gerade darauf an, Bedingungen zu schaffen, die es auch den Frauen ermöglichen, einen Anspruch auf die ihrem Tribschicksal entsprechende frei Entfaltung ihrer Sexualität zu stellen; diejenigen, die ihr andererseits immer noch zugestehen, daß es neben jenen gesellschaftlichen Zwängen, denen alle unterliegen, die nicht gerade an der Herrschaft partizipieren, noch eine zusätzliche Unterdrückung der Frau gibt.

Daß die formale Gleichberechtigung der Frau, wie sie die bürgerliche Gesellschaft im Spätkapitalismus weitgehend durchgesetzt hat, wie sie in Sozialdemokratischen Kaffeekränzchen und kleinbürgerlichen Frauenverbänden immer weiter eifrig gefeiert wird, noch nicht sehr viel mit Emanzipation zu tun hat; daß es unsinnig ist, das Problem heute noch auf der Ebene rechtlicher Egalität zu diskutieren, ist in das Bewußtsein derer, die sich damit beschäftigen, inzwischen weitgehend eingedrungen. Diejenigen allerdings, die das Problem mit der Phrase vom Tisch wischen, die Emanzipation der Frau könne erst dann stattfinden, wenn auch die des Mannes möglich sei – dann nämlich, wenn sich diese Gesellschaft revolutionierte – gehen schon deshalb an der Sache vorbei, weil es zunächst ja überhaupt erst einmal darum geht, den Frauen die eigene Situation bewußt zu machen und ihnen die Motivationen zu geben, diese dann auch politisch zu interpretieren – als Voraussetzung ihrer notwendigen Beteiligung an der politischen Praxis. Werden solche Argumente dazu benutzt – wie das bei einem Teil der »progressi-

ven« Männer der Fall ist – sich den heute möglichen Emanzipationsansprüchen der Frau nicht stellen zu müssen, so hat auch der ineffektivste Befreiungsversuch dagegen noch tausendmal recht. Die Tatsache, daß auch für den »fortschrittlichsten« Mann eine »emanzipierte« Frau unbequemer ist als das Hausmütterchen, erregt den Verdacht, daß eine solche Argumentation, die für die Aufschiebung des Problems bis zum Tage X plädiert, nur eine Alibifunktion gegenüber den Ansprüchen der Frau hat.

Valerie Solanas' Manifest: Will man ihm ganz gerecht werden, sieht man sich gezwungen, die vorangegangene Kritik wieder zu relativieren. An einem solchen Manifest läßt sich leicht einmal wieder feststellen: Irrationalität war immer die Sache der Frau. Will sie aber gegen derlei Sätze opponieren, tut sie unter Umständen wirklich besser daran, sich speziell an diesen Satz zu halten – ihn zur Waffe zu machen – als sich auf allerlei Akademisches einzulassen und in Form kluger oder einfältiger Abhandlungen den Kampf gegen eines der ältesten Vorurteile anzutreten. Besser ist es, den Gegner mit dem eigenen Vorurteil zu erschlagen. Der Vorwurf analytischer Schlamperei und wissenschaftlicher Inkompetenz geht leicht an der Sache vorbei. Wer meint, in Anbetracht des Manifestes erwähnen zu müssen, die Autorin mache sich da schlimmer ideologischer Verfehlungen schuldig, sie spränge einigermaßen willkürlich mit psychoanalytischen Kategorien um und behandle das Thema mit atemberaubender Skrupellosigkeit, der verkennt dabei den Manifestcharakter der Schrift, der hat nicht gesehen, daß ein großer Teil seiner

polemischen Qualität gerade in dieser Konsequenzlosigkeit und Widersprüchlichkeit liegt.

So schlau war sie nämlich allemal, daß sie wußte, alle Versuche differenzierender Stellungnahme und moralinsauren Gezeifers würden angesichts einer solch satten, rigoros bombastischen Polemik der Lächerlichkeit anheimfallen. Wenn die Autorin alles, was schlecht ist, als männlich beschreibt, jede Art von Unterdrückung aus der Natur des Mannes ableitet, und auch Logik als mögliche Form viriler Niedertracht versteht, dann schirmt sie sich damit gegen jeden Angriff ab. Wer immanente Kritik üben will, tut dies eigentlich am falschen Objekt: die Autorin schert sich nämlich nicht um ihre Widersprüche. Das ist nicht gerade fein, möglicherweise aber legitim. Polemik ist eine immer noch adäquate Waffe auf dem Sektor der Publikation, wenn auch etwas aus der Mode gekommen. Da die Autorin die Unterdrückung des weiblichen Geschlechts als die wahre Ursache aller bestehenden Scheiße begreift, nimmt sie einfach das Recht der Unterdrückten in Anspruch, sich ihren Unterdrückern und deren weiblichen Bütteln gegenüber – zu welchen sie auch Verleger, Herausgeber, Vorwortschreiber und Kritiker zählen würde – nicht legitimieren zu müssen.

Arbeitskreis Frauenemanzipation, Frankfurt/Main

ANHANG

Andy Warhol
**Nachdem sie mich
niedergeschossen hatte, drehte sich
Valerie um und schoß auf
Mario Amaya**

Es war Montag, wir sprachen, wie üblich, das ganze Wochenende durch, also telefonierte ich etwas länger mit Fred, und als wir endlich auflegten, war der frühe Tag vergangen.

Kurz nach vier machte ich mich auf den Weg zum 33th Union Square, ich hatte einige Besorgungen in den East Fifteenth gemacht, und weil ich gerade in der Nähe war, klingelte ich bei meinem Freund Miles White, dem Modeschöpfer in der 55th East Street, aber er war nicht zu Hause, also ging ich zur Factory. Als ich gerade den Taxifahrer bezahlte, sah ich Jed die Straße herunterkommen, er hatte fluoreszierende Glühbirnen gekauft. Ich blieb einen Moment stehen, um auf ihn zu warten, an der Hauswand lehnte ein Junge, sein Radio plärrte ›Shoo Be Doo Be Doo Da Day‹. Dann kam auch Valerie Solanas dazu, und wir drei gingen ins Haus.

Ich kannte Valerie kaum, wußte nicht viel mehr über sie, als daß sie die Gründerin einer Organisation war, die sich ›SCUM‹ nannte (eine Abkürzung für Society for Cutting Up Men – Gesellschaft zur Vernichtung der Männer). So oft ich sie getroffen hatte, redete sie über die völlige Elimination des männlichen Geschlechts und meinte, daß daraus eine ›unglaublich schöne, wunderbare, ganz weibliche Welt‹ entstünde.

Sie hatte vor längerer Zeit ein Manuskript in die Factory gebracht, gab es mir zu lesen – der Titel war ›Up your Ass‹ (›Schieb's dir in den Arsch‹). Ich las es quer, dabei hatte ich plötzlich den Einfall, daß sie für die Polizei arbeitet und das Manuskript so eine Art Falle für uns sein könnte. Als wir dann mit ›Chelsea Girls‹ in Cannes waren und ich den ›Cahiers du Cinema‹ dieses Interview gab, habe ich tatsächlich an Valerie Solanas gedacht, als ich sagte: »Manchmal versuchen die Leute uns in Fallen zu locken, z. B. klingelt das Telefon, und ein Mädchen bietet ein Drehbuch an ... und ich denke noch, der Titel ist großartig, und ich, so freundlich, wie ich eben bin, sage, sie soll damit vorbeikommen, und dann ist es so säuisch, daß mir nur eines einfällt: das ist eine Polizeiprovokateurin.«

Ich sagte dem Interviewer dann noch, daß wir die Frau nie mehr gesehen haben. Aber als wir dann wieder in New York waren, rief sie dauernd in der Factory an und wollte ihr Drehbuch zurück. Ich konnte es nicht mehr finden, wahrscheinlich hatte es jemand weggeworfen, als wir in Cannes waren. Als ich ihr schließlich eingestand, daß es verloreng-

gegangen sei, fing sie an, Geld zu verlangen. Sie sagte, daß sie im Chelsea Hotel lebe und das Geld brauche, um ihre Miete zu bezahlen. Eines Nachmittags im September, wir drehten gerade *I, a Man*, als sie wieder anrief, sagte ich ihr, warum sie nicht herüberkomme und im Film mitspiele, so könnte sie 25 \$ verdienen, anstatt uns anzupumpen. Sie kam sofort, und wir nahmen sie für eine kurze Szene auf der Treppe, sie war tatsächlich lustig, und das war's denn auch. Sie rief zwar danach noch einige Male an, immer diese männerzerstörenden SCUM-Reden am Telefon, aber das machte mir nicht mehr viel aus – denn da war ich schon sicher, daß sie keine Polizeiprovokateurin ist. Ich glaube, mir hatten auch genug Leute gesagt, daß Valerie schon ziemlich lange in der Stadt und eine harmlose Fanatikerin sei.

Es war ein sehr heißer Tag, und als Jed, Valerie und ich auf den Lift warteten, bemerkte ich, daß sie einen lammgefüterten Wintermantel trug und einen Rollkragenpullover. Ich dachte mir, wie heiß es ihr sein müsse, aber erstaunlicherweise schwitzte sie nicht. Sie trug Hosen, Männerhosen, ich habe sie nie in einem Kleid gesehen, und sie hatte eine Papiertüte, die sie unruhig in den Händen drehte, und dauernd wippte sie auf ihren Fußballen. Dann sah ich, daß sie an diesem Tage noch etwas viel Merkwürdigeres an sich hatte: ich bemerkte, als ich genauer hinsah, daß sie Eyeliner und Lippenstift aufgetragen hatte.

Wir fuhren in den fünften Stock und waren also gleich im Studio, Mario Amaya war da, ein Kunstkritiker und Leh-

rer, den ich schon seit den Fünfzigern kenne. Er wartete, um mit mir über eine Show zu sprechen, die wir irgendwo planten.

Fred war auch schon da, er saß an seinem riesigen Tisch und schrieb einen Brief, mit der Hand. Paul saß schräg gegenüber an seinem Arbeitstisch, er telefonierte, Jed war nach hinten gegangen, um die fluoreszierenden Birnen einzuschrauben. Ich ging zu Paul hinüber.

Die vorderen Fenster waren alle offen, die Balkontüren auch, aber es war trotzdem schrecklich heiß. Es waren Fenster im europäischen Stil – zwei vertikale Scheiben in Holzrahmen, die sich nach innen öffnen ließen und die man wie Fensterläden schloß. Wir hatten es gerne, wenn sie im leichten Wind hin und her schwangen, hin und her. Aber es war kein Wind. »Es ist Viva«, sagte Paul, stand auf und gab mir den Hörer, ich setzte mich in seinen Stuhl, und er ging nach hinten. Viva erzählte mir, daß sie oben in der Stadt in Kenneth's Salon sei und die Leute von der *Midnight Cowboy*-Produktion gerade versuchten, ihre Haarfarbe der von Gastone Rossilli anzugleichen, das war der Junge, mit dem sie in einer Szene spielte.

Die Arbeitstische von Paul und Fred waren eigentlich je zwei niedrige Stahlschränke, die mit kreuzweise darübergerlegten Brettern verbunden waren, und zwar drei Meter mal einsfünfzig, die Arbeitsplatte darauf bestand aus Glas. Wenn man sich also niederbeugte, um etwas zu schreiben, konnte man sich selbst sehen. Ich lehnte mich über den Tisch, um zu sehen, wie ich aussah; weil ich mit Viva über Haare sprach,

dachte ich über meine eigenen nach. Viva schnatterte weiter über den Film, wie sie ihre Rolle als Undergroundfilmerin in einer Szene spielen wollte, in der Jon Voight Brenda Vaccaro trifft. Ich gab Fred einen Wink, den Hörer aufzunehmen und die Unterhaltung für mich fortzusetzen. Als ich den Hörer niederlegte, hörte ich eine Explosion und fuhr herum: ich sah Valerie, die mit einem Revolver auf mich zielte, und mir war klar, daß sie ihn gerade abgefeuert hatte. Ich schrie: »Nein! Nein, Valerie! Tu das nicht!« Und sie schoß wieder auf mich. Ich fiel auf den Boden, wie von einem Schlag getroffen – ich wußte nicht, ob ich tatsächlich getroffen war oder nicht. Ich versuchte unter den Tisch zu kriechen. Sie kam näher heran, schoß wieder, und dann fühlte ich einen fürchterlichen, fürchterlichen Schmerz, als ob eine Kirschbombe in mir explodierte. Als ich da so lag, sah ich das Blut durch mein Hemd sickern und hörte weitere Schüsse und Schreie. (Später – sehr viel später – sagte man mir, daß zwei Kugeln eines Revolvers Kaliber 32 mir Magen, Leber, Milz, Ösophagus, den linken und den rechten Lungenflügel durchschlagen hatten. Dann sah ich Fred über mir stehen, ich röchelte: »Ich kann nicht atmen.« Er kniete sich hin und versuchte mich künstlich zu beatmen, aber ich flüsterte: »Nein, nein, es schmerzt zu sehr.« Er stand wieder auf und raste zum Telefon, um einen Krankenwagen und die Polizei anzurufen.

Dann beugte sich plötzlich Billy über mich. Er war nicht da während der Schießerei, war gerade hereingekommen. Ich sah zu ihm hoch, und ich dachte, daß er lacht, und das brachte mich auch zum Lachen, ich kann nicht erklären,

warum. Aber es tat so weh, und ich flüsterte: »Lach nicht, oh, bitte bring mich nicht zum Lachen.« Aber er lachte nicht, wie sich herausstellte, er weinte.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, bevor der Krankenwagen da war, ich lag nur still auf dem Fußboden und blutete.

Sofort, nachdem sie mich niedergeschossen hatte, das erfuhr ich später, drehte sich Valerie um und schoß auf Mario Amaya, sie traf ihn in die Hüfte. Er rannte in den hinteren Raum und warf die große Doppeltür zu. Paul war im Badezimmer gewesen, er hatte die Schüsse überhaupt nicht gehört. Als er herauskam, sah er Mario, blutend, der die Tür zuschlug. Er ging an die Scheibe des Projektionsraums und sah Valerie auf der anderen Seite, sie versuchte die Tür aufzubekommen. Weil es ihr nicht gelang, ging sie zu meinem kleinen Büro hinüber, die Tür war zu, also versuchte sie den Türkopf zu drehen. Die Tür ließ sich aber nicht öffnen – Jed hielt sie von innen zu, er spürte, wie sich der Türkopf leicht in seiner Hand bewegte, aber das wußte sie nicht –, sie ließ von der Tür ab, weil sie sie für verschlossen hielt. Dann ging sie nach vorn und zielte wieder auf Fred, der sagte: »Bitte! Schieß nicht! Verschwinde einfach!« Sie schien irritiert – unentschlossen, ob sie auf ihn schießen sollte oder nicht –, also ging sie und drückte den Knopf am Lift. Dann kam sie zurück zu der Ecke, wo er auf dem Boden lag, und richtete wieder den Revolver auf ihn. Gerade als es so aussah, als wollte sie abdrücken, öffneten sich plötzlich die Lifttüren, und Fred sagte: »Da ist der Lift! Nimm ihn doch!«

Sie tat es.

Als Fred den Krankenwagen für mich anrief, fragten sie ihn, ob sie die Notsirene anstellen sollen, es würde dann 15 \$ extra kosten. Mario war nicht ernsthaft verletzt, er konnte gehen, er bestellte dann einen zweiten Krankenwagen für sich.

Natürlich war ich mir all dessen zu diesem Zeitpunkt nicht bewußt. Ich bekam nicht viel mit. Ich lag nur blutend am Boden. Als der Krankenwagen da war, hatten sie keine Bahre mitgebracht, deshalb setzten sie mich in einen Rollstuhl. Als ich auf dem Boden lag, hatte ich immer nur gedacht, daß die Schmerzen die schlimmsten seien, die man überhaupt empfinden kann, aber jetzt im Sitzen wußte ich, daß es noch schlimmere gibt. Sie fuhren mich zum Columbus-Hospital in der 19th Street, zwischen der 2nd und 3rd Avenue, nur sechs Blöcke weiter. Plötzlich war ein ganzer Haufen von Ärzten um mich, und ich hörte Dinge wie »sinnlos« und »... keine Chance...«, und dann hörte ich irgend jemand meinen Namen nennen – es war Mario Amaya –, er erzählte ihnen, daß ich berühmt sei und daß ich Geld habe.

Ich lag etwa fünf Stunden auf dem Operationstisch, Dr. Giuseppe Rossi und vier andere großartige Ärzte arbeiteten an mir. Sie holten mich von den Toten zurück – im wahrsten Sinne des Wortes, weil, wie man mir später sagte, ich tatsächlich einmal schon klinisch tot war. Endlose Tage danach war ich mir immer noch nicht sicher, ob ich wirklich zurück bin. Ich fühlte mich tot. Ich dachte immer wieder: »Tatsächlich bin ich tot. So ist es also, wenn man tot ist, du

denkst, du bist am Leben, aber du bist tot. Ich bilde mir nur ein, daß ich hier in einem Krankenhaus liege.«

Als ich aus der Narkose dämmerte, hörte ich irgendwo einen Fernseher und die Worte ›Kennedy‹ und ›Attentäter‹ und ›erschossen‹ immer und immer wieder. Robert Kennedy war ermordet worden, aber das Verrückte daran war, daß ich nicht begriff, daß dies eine zweite Kennedy-Ermordung war. Ich dachte mir eben, daß sie dir vielleicht, nachdem du gestorben bist, vergangene Dinge wieder vorspielen, eben auch Präsident Kennedys Ermordung. Einige Krankenschwestern weinten, und dann hörte ich Dinge wie ›die Trauernden in St. Patrick's‹. Das war alles sehr seltsam für mich, dieses Schauspiel, ein anderer Anschlag und eine Beerdigung – ich konnte nicht unterscheiden zwischen Leben und Tod, jedenfalls wurde hier ein Mensch im Fernsehen beerdigt, direkt vor mir.

Meine erste Besucherin kam ganz inoffiziell, es war Vera Cruise, als Krankenschwester verkleidet.

Ich lag im Bett und versuchte mit dem Schmerz fertig zu werden, der meinen Körper zerriß. Ich war auf der Intensivstation, es lag noch jemand im Zimmer, ein Junge, den ich vom Sehen bei Max' kannte, er lag da mit einer Überdosis einer Droge, aber die Ärzte und seine Eltern wußten nicht, welche. Die Eltern hatten es über seine Frau versucht, aber die war selbst auf so vielen Drogen, daß sie es ihnen nicht sagen wollte. Manchmal fiel der Junge ins Delir und fing an, fürchterlich zu schreien; dann bemerkte ich, daß da noch ein Drama vor

sich ging, denn unbemerkt kam manchmal eine bestimmte Krankenschwester herein, und sie und der Junge umarmten und küßten sich. Sie wußte, von welcher Droge er runterkam, und wenn es ihm zu schlecht ging, nahm sie sie aus dem Schrank und gab sie ihm. Es lenkte mich von meinen Schmerzen ab, sie zu beobachten.

An einem dieser Tage – ich konnte die Tage von den Nächten nicht unterscheiden, alles war nur ein Kreislauf von Schmerzen – sah ich nicht mehr nur die Schwesternkleidung der Frau, sondern auch ihr Gesicht, und es war Vera. Da verstand ich, warum sie keine Leute zu den Schwerkranken lassen, die kleinste emotionale Regung läßt nämlich den Schmerz nur schlimmer werden.

»Oh, verschwinde Vera«, stöhnte ich. Alles, was ich denken konnte, war, daß sie nur gekommen war, um Drogen aus dem Nachtschrank zu stehlen, ich konnte keine Unruhe gebrauchen.

Meine Mutter kam mich mit meinen zwei Brüdern aus Pennsylvania besuchen, sie brachten auch meinen Neffen Paulie mit, der Priester werden wollte. Paulie lebte mit meiner Mutter, nachdem die anderen Verwandten weggegangen waren, weil sie nicht gut englisch sprach, und war so eine Art Beschützer für sie. Man konnte sie tatsächlich nicht allein lassen, weil sie jeden, der klingelte, ins Haus ließ, er brauchte nur zu sagen, daß er mich kennt. Jeder Reporter konnte einfach hereinspazieren, um mit ihr zu sprechen, und wenn niemand sie aufhielt, hätte sie jedem alles gezeigt, ihnen meine

Bänder vorgespielt, mich verheiratet, wenn der Besucher ein Mädchen war, oder war es ein Mann, so hätte er eine meiner Nichten bekommen also die erstaunlichsten Dinge konnten passieren, wenn meine Mutter die Gastgeberin spielte.

Nach dem Anschlag war Gerard zu ihr gefahren, um sie herzubringen, damit sie mich im Krankenhaus besuchen konnte; in der ersten Nacht nahmen Viva und er sie mit zu sich nach Hause. So ganz nebenbei erfuhr ich, daß auch die *Duchess* sich dort eingefunden hatte, um meine Mutter zu besuchen, das war Grund für schrecklichste Befürchtungen.

Wenn dir deine Privatsphäre etwas wert ist, Sorge dafür, daß man nicht auf dich schießt, sonst wird dein Privatleben sehr schnell zur einer öffentlichen Angelegenheit.

Viva und Brigid waren wirklich süß und schrieben mir jeden Tag lange Briefe auf gelben Strafmandaten. Sie erzählten mir alles von allen, die wir gemeinsam kannten, und nach und nach, als ich wieder telefonieren konnte, erfuhr ich mehr Einzelheiten über die Schießerei und die Tage danach.

Brigid erzählte mir, daß sie am Montag, genau zu der Zeit, als Valerie auf mich geschossen hatte, in einem Taxi saß und zur *Factory* fahren wollte, sie kam aus dem *Lamston's Supermarkt*, wo sie gerade ihren Wochenbedarf an *Rit* und *Tintex* gekauft hatte – sie lebte noch immer nach der Devise: »dying every day« (»jeden Tag färben«) –, aber dann entschloß sie sich plötzlich anders und sagte dem Fahrer, er solle sie lieber nach Hause fahren, ins *George Washington Hotel* – sie hatte sich am Tag zuvor mit Paul gestritten und wollte ihn nicht sehen –, deshalb entkam sie der Schießerei.

Viva erzählte, als sie aus *Kenneth's Salon* mit mir telefonierte und die Schüsse fielen, habe sie gedacht, daß irgend jemand mit der Ochsenpeitsche knallt, die noch aus den Tagen des *Velvet Underground* übriggeblieben war. Denn die Geräusche hörten sich an wie Peitschenknallen. Als ich *Valeries* Namen schrie, meinte sie, ich hätte »Viva« geschrien. Sogar als *Fred* dann am Telefon war und ihr sagte, daß man auf mich geschossen habe, konnte sie es immer noch nicht glauben. Sie ließ jemand aus *Kenneth's Salon* zurückrufen, um zu hören, was los sei, und *Jed* erzählte natürlich dasselbe.

Brigid erzählte auch noch, daß sie in derselben Nacht, nachdem sie in *Vivas* Wohnung die Nachrichten gesehen hatte, ins *Max'* gegangen war, und die Leute am *Zigarettenautomaten* sagten: »*Bobby Kennedy* ist erschossen worden.« Sie ging dann zurück in den hinteren Raum und stieß mit *Bob Rauschenberg* zusammen, der die Treppen herunterkam, er schwitzte vom Tanzen. »Ich erzählte ihm, daß *Bobby Kennedy* ermordet wurde«, sagte sie, »und er ließ sich auf den Boden fallen und schluchzte: »Ist dies das Medium?««

»Was wollte er damit sagen?« fragte ich sie.

»Erst du, dann *Bobby Kennedy*«, sagte sie, »Waffen«.

In einem der Briefe von Viva und Brigid stand, daß, als *Louis Waldon* in der Nacht nach der Schießerei zu mir ins Krankenhaus kam, alle Mädchen im Warteraum ihn bestürmten, *Ivy* nicht alleine zu lassen, weil sie immer wieder sagte, daß sie sich umbringen würde, wenn ich stürbe. Später erzählte er Viva und Brigid: »Ich blieb die ganze Nacht bei ihr und ihren armen Kindern, sie rief alle zehn Sekunden im

Krankenhaus an und wollte wissen, ob Andy tot sei, damit sie gleich aus dem Fenster springen könnte, wenn es soweit wäre. Schließlich, um sechs Uhr morgens, sagten sie ihr, »er wird es wohl überstehen«, und ich fiel ins Bett.«

Als es mir besser ging, las ich all die Zeitungs- und Magazinmeldungen über die Schießerei, die sie alle für mich gesammelt hatten. In der Presse stand, daß Valerie an demselben Nachmittag schon einmal in der Factory gewesen war, und weil sie mich nicht antraf, ging sie wieder raus, um auf mich zu warten. Etwa um sieben, drei Stunden nachdem sie auf mich geschossen hatte, sprach sie einen Polizisten am Times Square an, gab ihm den Revolver, und dann sagte sie: »Ich bin ein Blumenkind, die Polizei sucht mich. Er hatte zuviel Macht über mein Leben.« Der Polizist brachte sie in das 13th Precinct Revier, nur zwei Blöcke von dem Krankenhaus entfernt, wo sie mich immer noch operierten. Sie sagte den Polizisten auf dem Revier: »Ich habe eine Menge schwerwiegender Gründe, lesen Sie mein Manifest, und Sie wissen, wer ich bin.« Später, vor dem Untersuchungsrichter, sagte sie: »Es passiert nicht oft, daß ich auf jemand schieße, es ist nicht so, daß ich es aus Spaß getan habe.« Die Zeitungen zitierten auch eine Menge aus ihrem Scum-Manifest.

Ich war die Schlagzeile in der *New York Daily News* – SCHAUSPIELERIN SCHIESST AUF ANDY WARHOL – genau sechs Jahre nach der Schlagzeile vom 4. Juni 1962 – »129 starben beim Absturz eines Jet«, die ich als Siebdruck benutzt hatte. Das Bild auf der Titelseite der Nachtausgabe

vom 4. Juni 1968 zeigte Valerie im Untersuchungsgefängnis, sie hielt eine Morgenausgabe der Zeitung in der Hand. Die Bildunterschrift zitierte sie so: »Ich bin eine Schriftstellerin und keine Schauspielerin.«

Ich werde wohl nie herausbekommen, warum gerade ich unter all den Leuten, die Valerie gekannt haben muß, derjenige war, den sie erschießen wollte. Ich glaube, ich war nur zur richtigen Zeit am falschen Ort. So ist es wohl meist bei Mord. »Wenn nur Miles White zu Hause gewesen wäre, als ich klingelte«, mußte ich oft denken, »vielleicht wäre es ihr zu langweilig geworden, und sie wäre verschwunden.«

Fred berichtete mir dann, was mit der Polizei passiert war. »Sie nahmen Jed und mich mit ins 13th Revier«, sagte er, »sie verhörten uns bis etwa um neun Uhr. Sie sagten uns, wir seien »Kronzeugen«, und ich war so naiv, nicht zu bemerken, daß sie damit meinten, wir seien Verdächtige.«

»Waaaaas?« sagte ich.

»Ja – bis sie Valerie hatten, schätze ich. Sie wollten uns nichts sagen. Ich habe immer wieder gefragt, wie es dir geht, und sie wollten mir noch nicht mal das sagen«, er lachte ironisch. »Sie haben vielleicht gedacht, daß wir gestehen.«

»Aber sie haben Paul und Billy nicht mitgenommen?«

»Nein, nur Jed und mich, weil wir die einzigen waren, die tatsächlich dabei waren. Viva raste später hysterisch ins Studio, und sie befragten sie auch, aber sie erzählte ihnen nur, was sie über das Telefon gehört hatte.«

»Hat die Polizei die Factory versiegelt oder durchsucht oder so was?« fragte ich ihn. Ich hatte die Fernsehserie »scene of the crime« (Tatort) im Kopf.

»Ungefähr acht Kriminalbeamte in Zivil waren da und schwärmten überall im Studio aus, klebten Lassoband auf die Kugeleinschläge und sagten Sachen wie – Fred lachte –: »Also laß uns den Schrott mal aus der Wand ziehen.« Sie drehten alles um, öffneten jede Schublade, sahen sich alles an, Herrgott, ich weiß es gar nicht mehr, die Standfotos von *Sleep*, alte Restaurantquittungen... Ich wiederholte immer wieder: »Hören Sie, diese Sachen, die Sie da durchsehen, haben nichts zu tun mit dem, was hier passiert ist.« Aber natürlich machten sie weiter. Sie durchwühlten die Farbauszüge für die *Flower*-Bilder alles –, schmissen Fotos und Dias herum und liefen sich dauernd selbst in den Weg... Es war wie bei den *Keystone Kops*.«

Ich mußte lachen, und es schmerzte. »Bitte Fred«, mußte ich ihm sagen, »bitte erzähl nichts Komisches.« Es ist schon merkwürdig, wenn man allein ist und etwas Lustiges liest, lacht man nicht so schnell, aber sobald jemand anderes dabei ist, kommt der Reflex.

»Und nachdem sie mindestens zwei Stunden herumgepolkt haben – jede Schublade und jeder Schrank war ausgeleert –, sah ich eine Papiertüte, die *genau* auf dem Tisch stand, wo du angeschossen wurdest.«

»Ich ging also rüber zu dem Tisch und sagte zu dem Polizisten – der da saß und interessiert Pauls Fotografien von Joe durchsah: »Was ist das?« Dann guckte ich in die Papiertüte

und – halt dich fest – in dieser Papiertüte war noch eine Kanone, Valeries Adreßbuch und eine Kotex-Monatsbinde!«

»Ist das dein Ernst?« sagte ich, und dann fiel mir wieder die Papiertüte ein, die Valerie im Lift in den Händen gedreht hatte. »Und du willst wirklich sagen, daß das Ding die ganze Zeit auf dem Tisch stand und die Polizisten nicht einmal reingeguckt haben?«

»So ist es.«

Fred erwähnte dann noch, daß es eine Weile gedauert habe, bevor er überhaupt begriff, daß Valerie wirklich schoß, und daß er zuerst dachte: »Oh, mein Gott, ein Bombenanschlag auf die Kommunistische Partei.« Wie schon gesagt, die Kommunisten hatten ihr Büro im siebten Stock.

Das Attentat auf mich bedeutete für mich eine völlig neue Perspektive. Besonders wenn ich an all die verrückten Leute dachte, mit denen ich soviel Zeit verbrachte. Mir fiel das Mädchen ein, das in die 47th Street Factory gekommen war und auf die *Marilyn*-Bilder geschossen hatte, und der Bursche, der dort »Russisches Roulette« spielte. Ich dachte an all die Leute, die ich mit Waffen sah, sogar Vera trug immer eine bei sich. Aber ich hatte mir immer eingebildet, das ist unwirklich, oder besser, daß es nur ein Spaß ist. Es ist für mich immer noch unwirklich, wie im Kino. Nur der Schmerz ist wirklich, alles Drumherum war wie im Kino.

Und wieder machte ich mir klar, daß es wohl nur etwas mit der falschen Zeit und dem richtigen Platz zu tun haben konnte, daß so was Schreckliches nicht jedem von uns vorher passiert war. Verrückte Leute haben mich immer fasziniert,

weil sie so kreativ sind – es ist ihnen nicht möglich, irgend etwas normal zu machen. Normalerweise verletzen sie ja auch niemanden, sie sind nur selbst völlig durcheinander; aber wie sollte ich jemals wieder wissen, ob nicht doch so jemand dabei ist?

In der Furcht, daß man noch mal auf mich schießt, mußte ich immer wieder daran denken, daß es mir wohl niemals mehr Spaß machen würde, mit jemand zu reden, in dessen Augen etwas Wahnsinniges ist. Aber wenn ich darüber nachdachte, dann kam ich ganz durcheinander, denn das traf fast auf jeden zu, mit dem ich mich gerne beschäftigte! Dann beschloß ich, mir darüber nicht mehr so viele Gedanken zu machen, es einfach darauf ankommen zu lassen, als ich schließlich wieder unter die Leute ging.

Valerie Solanas an Jörg Schröder:

Contact man of the mob

4-9-1977

Dear Jörg,

I selected Martin Seretean, major stockholder of RCA (address: Coronet Industries, Coronet Drive, Dalton, Georgia, U.S.A.; phone: 404-218 1255) to be the mob member (money man) to write to about the mob's public confession to having paid off to have me declared insane, etc. and about the \$ 100 million in advance that's necessary for the mob to get to publish my next book, to be titled *Valerie Solanas*. I wrote to Maurice Girodias (address: 95 Grand St., NYC 10015, U.S.A.; phone 212-925 1746) and referred him to my one letter to Seretean and referred Seretean to my letters to Girodias.

